

# editorial

Die ersten Jahre eines Menschen prägen seine Identitätskonstruktion für sein gesamtes weiteres Leben. *Wird die Kindheit durch traumatische Erlebnisse plötzlich unterbrochen, zeitigt das weitreichende Konsequenzen für emotionale, soziale und gesellschaftliche Zugehörigkeitsgefühle.* Philipp Mettauer zeigt am Beginn des vorliegenden Hefts in seinem Beitrag zu den Kindheitserinnerungen österreichischer Emigranten einen wesentlichen Aspekt jüdischer Kindheit und Jugend ab 1900 auf: Die glückliche, »normale« Kindheit wurde jäh beendet. Von den Kindern und Jugendlichen wurde mit einem Mal ein großes Maß an Selbständigkeit und Eigenverantwortung verlangt, wie dies Christine Hartig in ihrem Beitrag ausführt. Die Betroffenen hatten mit der Trennung von den Eltern, Verlustängsten und den neuen Lebensbedingungen im Land der Emigration zu kämpfen: *Und ich fühl, daß ich Kinder brauch als Gesellschaft, sonst verpass ich einen sehr schönen Teil der Pubertät, Mitte und Ende; ich hab genug vom Erwachsen sein,* meinte Hertha Bergmann in einem Brief an ihre noch in Wien verbliebene Mutter.

Trennung und Ängste, die Veränderung des Alltags und das Verschwinden der Normalität werden im Artikel von Anne D. Peiter thematisiert. *In der Tat: Es ist notwendig, sich vor Augen zu halten, dass die Kinder, die wir auf den Fotos vor uns sehen, mit Zügen in den Tod geschickt wurden, vollkommen wehrlos, vollkommen sinnlos.* Sie stellt im Zusammenhang mit Fotos von Kindern aus Frankreich die Frage nach einer »Veralltäglichen der Shoah«, nach dem Verschwinden der Normalität und den Versuchen, in der Abfolge des Schreckens trotzdem so etwas wie Alltag zu leben.

*Dann wieder hab ich ein starkes Verantwortungsgefühl in mir, das mir sagt: Du musst! Denn sobald ein Kind an alles allein denken muss, ist es kein Kind mehr! Ich hab so schreckliche Angst um die Eltern und [...] alle anderen Lieben, die noch in Deutschland sind.* Mit diesem Zitat von Daisy Koeb beginnt Merethe Aagaard Jensen ihre Ausführungen zu Kindertransporten österreichischer Kinder nach Skandinavien. Darin zeigt sie bisher noch kaum bekannte Aspekte der Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher vor der Vernichtung, thematisiert die schwierige Organisation und stellt deren unterschiedliche Lebensbedingungen dar. Victoria Kumar setzt sich in ihrem Beitrag mit der Jugend-Alijah in Österreich

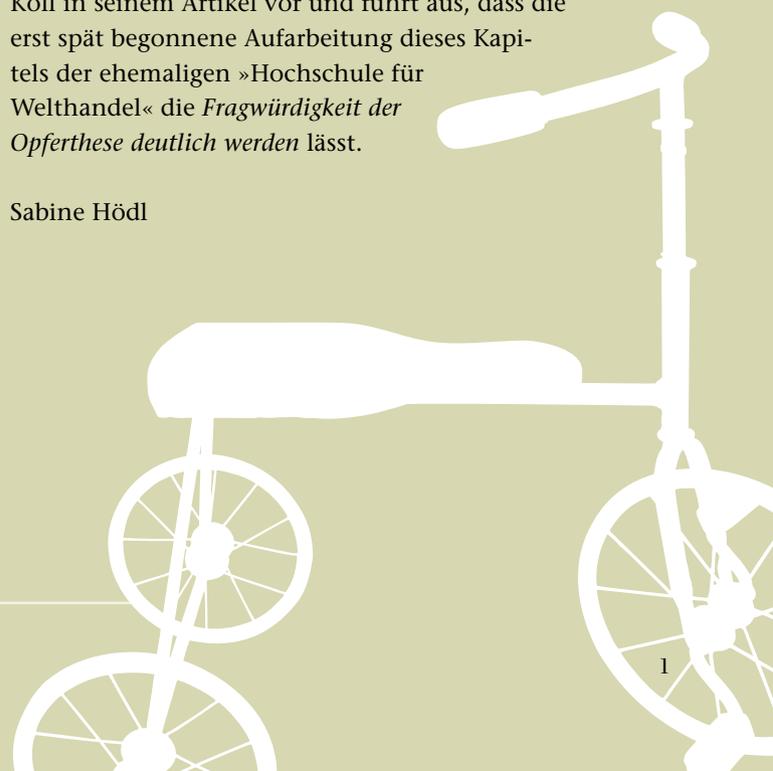
und den dadurch gegebenen Fluchtmöglichkeiten auseinander. Die Autorin zeigt auf, dass die Existenz dieser Organisation zahlreichen Jugendlichen ein kleines Maß an »Normalität«, an Geborgenheit und glücklichen Erinnerungen in Österreich und schlussendlich eine Überlebensebene geboten hat. Gleichzeitig wird aber auch hier der Schnitt in der Biographie, der Verlust des vorgezeichneten Lebenswegs mehr als deutlich.

Marta Ansilewska gibt einen Überblick über das jüdische Bildungswesen in der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) und zeigt das Gegenüber und Miteinander traditionell jüdischer, fortschrittlicher und staatlicher Bildungsvorstellungen und die damit verbundenen Auswirkungen auf jüdische Familien und die Identität der Kinder auf.

*Hätte man jüdischen Kindern und Jugendlichen unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Wahl gelassen, wo sie aufwachsen wollen, so hätten wohl die wenigsten von ihnen Deutschland als ihr Heimatland gewählt.* Mit diesem Statement beginnt Meron Mendel seine Ausführungen über die Identitätskonflikte der »zweiten Generation«, also jener Kinder und Jugendlichen, die sich – oft auch noch einen großen Teil ihres erwachsenen Lebens – anders als ihre nichtjüdischen Altersgenossen mit der Frage des »Wo gehöre ich hin?« auseinandersetzen mussten.

Die Ergebnisse der bisherigen Forschungen zur Geschichte der Wirtschaftsuniversität Wien während der nationalsozialistischen Herrschaft stellt Johannes Koll in seinem Artikel vor und führt aus, dass die erst spät begonnene Aufarbeitung dieses Kapitels der ehemaligen »Hochschule für Welthandel« die *Fragwürdigkeit der Opferthese* deutlich werden lässt.

Sabine Hödl



# 100 Jahre ehemalige

## Ausstellung, Erkenntnisse, Zukunftsperspektiven

Martha Keil

»Gott und Kaiser in St. Pölten: Wunderbare und berührende Ausstellung, sehr gute Gestaltung. Danke!«, schrieb eine Besucherin in das Gästebuch des Stadtmuseums. Die Ausstellung »Gott und Kaiser. 100 Jahre Ehemalige Synagoge St. Pölten« war vom 13. November 2013 bis 30. April 2014 im Stadtmuseum St. Pölten zu sehen und fand große Aufmerksamkeit und Anerkennung. Gemeinsam mit der Künstlerin und Grafikerin Renate Stockreiter (Wien) erarbeitete ich ein Konzept, das die besondere Geschichte dieses prächtigen Gotteshauses vermitteln sollte: Eine aufstrebende jüdische Gemeinde errichtete ein sichtbares Zeichen der Hoffnung auf dauerhafte Präsenz, eine »Zierde der Stadt«, die am Vorabend des 83. Geburtstags von Kaiser Franz Josef, am 17. August 1913 eingeweiht wurde. Nur ein Vierteljahrhundert überlebte das Gebäude in seiner ursprünglichen Funktion: Am 9./10. November 1938 schwer beschädigt, seiner Gemeinde beraubt, stand es in beklagenswertem Zustand leer, bis 1980–84 in einer gemeinsamen Bemühung von Bundesdenkmalamt, Land Niederösterreich, Stadt St. Pölten und der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien eine umfassende Renovierung durchgeführt wurde. Seit dem Einzug unseres Instituts im »Bedenkjahr« 1988 wird die Ehemalige Synagoge zunehmend als Lern- und Gedächtnisort genutzt. Zwar ist sie nun eine bloße Hülle ohne Gemeinde



und Gebet, aber sie lädt mit unterschiedlichen Angeboten ein, sich mit ihrer Geschichte und Gegenwart auseinanderzusetzen.

### Ausstellung ohne Objekte?

Als Kuratorinnen waren wir mit einer paradoxen Frage konfrontiert: Auf welche Weise kann eine Ausstellung Leere und Verlust präsentieren? Von den mehr als 800 Mitgliedern der IKG St. Pölten wurden 371 in der Shoah ermordet, bis auf wenige Versteckte oder durch »Mischehe« Geschützte waren alle vertrieben und nur wenige heimgekehrt. Heute leben gerade zwei jüdische Menschen in der Stadt, die Cousins Hans Kohn und Dr. Hans Morgenstern. Angesichts der Tatsache, dass kein einziges Ritualobjekt aus der Synagoge den Krieg überlebt hat, entschloss ich mich, die Ausstellung nicht beschönigend mit Leihgaben zu bestücken. Zeigen kann-

### Öffnungszeiten der Synagoge:

**Juni bis 28. September 2014 jeden Sonntag von 14–20 Uhr** | Einführung jeweils um 18 Uhr!  
Eingang: Dr. Karl Renner-Promenade 22 |  
Weitere Informationen unter: [www.injoest.ac.at](http://www.injoest.ac.at)

# Synagoge St. Pölten 1913–2013



ten wir ein Fensterfragment, eine Spendenbüchse und das ursprünglich für die Synagoge angefertigte Kaiserbild sowie die Gebets- und Gemeindebücher, die 1938 von der SS beschlagnahmt und ab 1941 im Stadtarchiv aufbewahrt wurden. Ein großer Glücksfall ist der Nachlass der St. Pöltner Druckerei Sommer, die für die IKG seit deren Gründung von Geburtsanzeigen bis zu Partensämtliche Drucksorten hergestellt hatte. In dieser Armut an Objekten waren die Gegenstände, die uns Hans Morgenstern in großzügiger Weise aus seinem Privatbesitz lieh, umso kostbarer. Sie alle hatten 1939 die Reise von St. Pölten nach Palästina und 1947 wieder zurück mitgemacht und sind daher ungeachtet ihres materiellen Werts von großer ideeller Bedeutung. Als kostbarste Leihgabe von allen überließ er uns sein Album, in dem er seit den 1980er Jahren Fotos von vertriebenen und ermordeten jüdischen St. Pöltner/innen gesammelt hatte, als Memorbuch seiner vernichteten Gemeinde.

*Bild links und rechts: Impressionen der Ausstellung und Fensterbanner im Stadtmuseum St. Pölten. © Foto links: Manuel Tauber-Romieri, Foto rechts: Josef Vorlauffer  
Mitte: Titelsujet aus »Gott und Kaiser. 100 Jahre ehemalige Synagoge St. Pölten«, Katalog zur Ausstellung. Hrsg. von Martha Keil im Auftrag des Stadtmuseums St. Pölten. St. Pölten: kompakt, Band 2, St. Pölten 2013. Zu bestellen um Euro 9,90 (zzgl. Porto) bei [office@injoest.ac.at](mailto:office@injoest.ac.at)!*

## Bet und Kaf, Segen und Ehre

Um die ursprüngliche Funktion als Gotteshaus zu symbolisieren, wählten wir als Leitmotiv zwei Buchstaben aus dem hebräischen Alphabet, die als Abkürzung für die hebräische Bezeichnung für Synagoge, »Bet Kneset«, Haus der Versammlung, stehen. Sie repräsentieren die heilige Sprache des Gottesdienstes, stehen aber auch für zwei bedeutende Aspekte der jüdischen Religion, *Beracha*, Segen, und *Kavod*, Ehre, und grundlegend für *Bria*, Schöpfung, und *Klala*, Zerstörung.

Renate Stockreiter gestaltete mit diesen beiden Buchstaben große Fensterbanner, die in leuchtenden Farben, aufgenommen aus den ursprünglichen Synagogenfenstern, den Inhalt des jeweiligen Raums unterstrichen. Ihr farbiges Licht gab der aufgrund des Objektemangels eher kargen Ausstellung ihre besondere emotionale und spirituelle Anmutung. Im sechsten Raum setzte sich die Künstlerin in großformatigen Bildern mit den Aspekten von Renovierung auseinander, die, wie auch die Synagoge beweist, von Zerstörung, Verfälschung, Rettung bis Wiederherstellung reichen können. Ein kurzer Film zur Ausstellung mit einem eigens für die Synagoge komponierten Musikstück von Ronald Bergmayr ist auf unserer Website [www.juden-in-st-poelten.at](http://www.juden-in-st-poelten.at) zu sehen.

### Überraschende Erkenntnisse

Aus den bisherigen Forschungen konnten nur wenige Informationen zum religiösen Leben der Gemeinde gewonnen werden. Die Ausstellung und vor allem die Erstellung der Katalogbeiträge waren eine gute Gelegenheit, neue Quellen zu erschließen. Die Statuten und die im Novemberpogrom schwer beschädigten Gemeindebücher, insbesondere die Spendenverzeichnisse und das Kassabuch, belegen, dass die IKG St. Pölten die religiösen Vorschriften einhielt und die Traditionen pflegte, aber auch für die Ideen der Reform aufgeschlossen war. Die Statuten verraten uns etwa, dass für Hochzeiten ausnahmsweise ein Harmonium in die Synagoge gebracht werden durfte, obwohl eine Orgel traditionell verboten war. Das Kassabuch verzeichnet, dass »Fräulein Gelb« für das Nähen der traditionellen weißen Leichenkleider einen Lohn von 5 Kronen erhielt. Eine Spendenliste enthüllt, dass die Gemeinde mehrere Toravorhänge, darunter einen weißen *Parochet* für die Hohen Feiertage zwischen Neujahr und Versöhnungstag, besaß – wie erwähnt, ist kein einziger erhalten.

### Symbolischer Toravorhang – Der 9. Tag

Inspiziert durch diesen weißen Parochet ersuchte ich im April 2013 die Abteilung »Kunst im öffentlichen Raum« des Landes Niederösterreich, einen künstlerischen Wettbewerb zur Gestaltung eines symbolischen Toravorhangs auszuschreiben. Als Symbol für den Vorhang vor dem Allerheiligsten im Jerusalemer Tempel (zerstört 70 n. Chr.) und oft zum Andenken an in der Shoah ermordete Familienmitglieder gespendet, ist der Parochet auch in seiner ursprünglichen Verwendung ein Gedenkobjekt. Simon Wachsmuths Installation »Der Neunte Tag« überzeugte die Jury, in der auch der Generalsekretär der IKG Wien, Mag. Raimund Fastenbauer, und ich vertreten waren, einstimmig: Der Berliner Künstler benannte seinen Vorhang nach dem 9. Tag des Monats Aw (Tisch'a beAw), dem Trauer- und Fasttag zur Zerstörung des Tempels, und nach dem 9. November 1938. Der dunkelblaue Stoff mit der hell schimmernden Applikation wird das ganze Jahr über durch eine Windmaschine leicht bewegt. An diesen beiden Tagen wird sie jedoch abgestellt, der Wind oder auch der Geist Gottes erlischt – das hebräische Wort *Ruach* bedeutet beides.

Die Installation wurde am 4. Mai 2014 der Öffentlichkeit vorgestellt und trägt gemeinsam mit der Dauerausstellung zur zerstörten Gemeinde und der Lichtskulptur »Emet–Met« (Wahrheit–Tod) von Peter Daniel (Wien) zur Identität der Ehemaligen Synagoge als Lern- und Gedächtnisort bei. Die Eröffnung bot einen stimmigen Anlass, über die Zukunft nachzudenken. Bei gutem Willen von Bund, Land und Stadt, wie er schon einmal vor 30 Jahren bei der Renovierung bewiesen wurde, könnte die Synagoge ein Jüdisches Museum Niederösterreich werden, das Forschung, Vermittlung, Ausstellung und Gedenken in einmaliger Weise verbindet. Ein kleiner Schritt zur Realisierung dieser Vision ist ihre Öffnung an den Sonntagen der Sommermonate. □



### Memorbuch Juden in St. Pölten

Das Institut für jüdische Geschichte Österreichs würdigt in diesem virtuellen Gedenkbuch die im Nationalsozialismus vernichtete jüdische Gemeinde St. Pölten.

[www.juden-in-st-poelten.at](http://www.juden-in-st-poelten.at)

# Niederösterreich steht für Zukunft. Niederösterreich steht für Wissenschaft.

WISSENSCHAFT AM IST AUSTRIA KLOSTERNEUBURG



**„Grundlagenforschung, wie sie am IST Austria betrieben wird, sichert ebenso langfristig wie nachhaltig die Zukunftsfähigkeit der Wirtschaft.“**

Prof. Thomas Henzinger, IST Austria

2014  
2020

## **Wussten Sie, dass ...**

*... die niederösterreichischen WissenschaftlerInnen und ForscherInnen wesentlich dazu beitragen, dass die Lebensqualität der Bewohner des Landes erhalten werden kann?*

*... durch Wissenschaft und Forschung das hohe Bildungsniveau in Niederösterreich erhalten und hochwertige Arbeitsplätze geschaffen werden?*

*... Wissenschaft und Forschung Lösungen für Probleme der Zeit und Antworten auf Fragen der Zukunft liefert?*

All diese Erkenntnisse werden in der Erstellung einer Forschungs-, Technologie- und Innovationsstrategie des Landes Niederösterreich berücksichtigt. In über 30 Workshops arbeiten rund 240 ExpertInnen aus Wissenschaft, Gesellschaft und Wirtschaft an dieser Zukunftsstrategie für Niederösterreich.

## **Forschungs Technologie Innovations-Initiative**

### **VISION NIEDERÖSTERREICH 2020**

Niederösterreich ist dynamisch, vielseitig und zukunftsorientiert. Damit dies auch in Zukunft so bleibt bedarf es klarer Strategien, denn nur dann führt ein klarer und somit erfolgreicher Weg in die Zukunft.



# Jüdische Kindheit vor dem Erinnerungen in

Philipp Mettau

Als Grundlage für den vorliegenden Artikel dienen Oral History-Interviews mit österreichisch-jüdischen Emigrantinnen und Emigranten, die vor der nationalsozialistischen Verfolgung nach Argentinien fliehen konnten.<sup>1</sup> In lebensgeschichtlichen Interviews gehört die Frage: »Erzählen Sie mir bitte von Ihrer Kindheit!« zum Standardrepertoire, die meist den Einstieg in die Erzählung bildet. Obwohl die überwiegende Mehrzahl der über 80 Interviewten zwischen 1910 bis 1930 geboren wurde und die Kindheit vor dem »Anschluss« in Wien durchlebte, ist zunächst erstaunlich wenig über diesen prägenden Lebensabschnitt zu erfahren.

Angesichts der kommenden Katastrophe scheint die Vorgeschichte entweder nicht erzählenswert oder die Erinnerungen der vertriebenen Kinder sind massiv von den traumatischen Ereignissen der Ausgrenzung, Verfolgung und Flucht überlagert. Mit der nationalsozialistischen »Machtergreifung« zerbrach die bis dahin meist als heil erinnerte Kinderwelt schlagartig, die Erzählungen setzen meist bei diesem Bruch ein. Als Beispiel kann folgende Interviewsequenz mit Paul Simko dienen: *Also, die Kindheit ist ohne große Probleme vorbeigegangen, also ohne dass ich,...* [Pause] *Wie der Umsturz kam, also der Anschluss, an den ich mich natürlich ganz genau erinnern kann, speziell kann ich mich erinnern, wie ich aus dem Gymnasium herausgeflogen bin, herausgejagt, praktisch.*

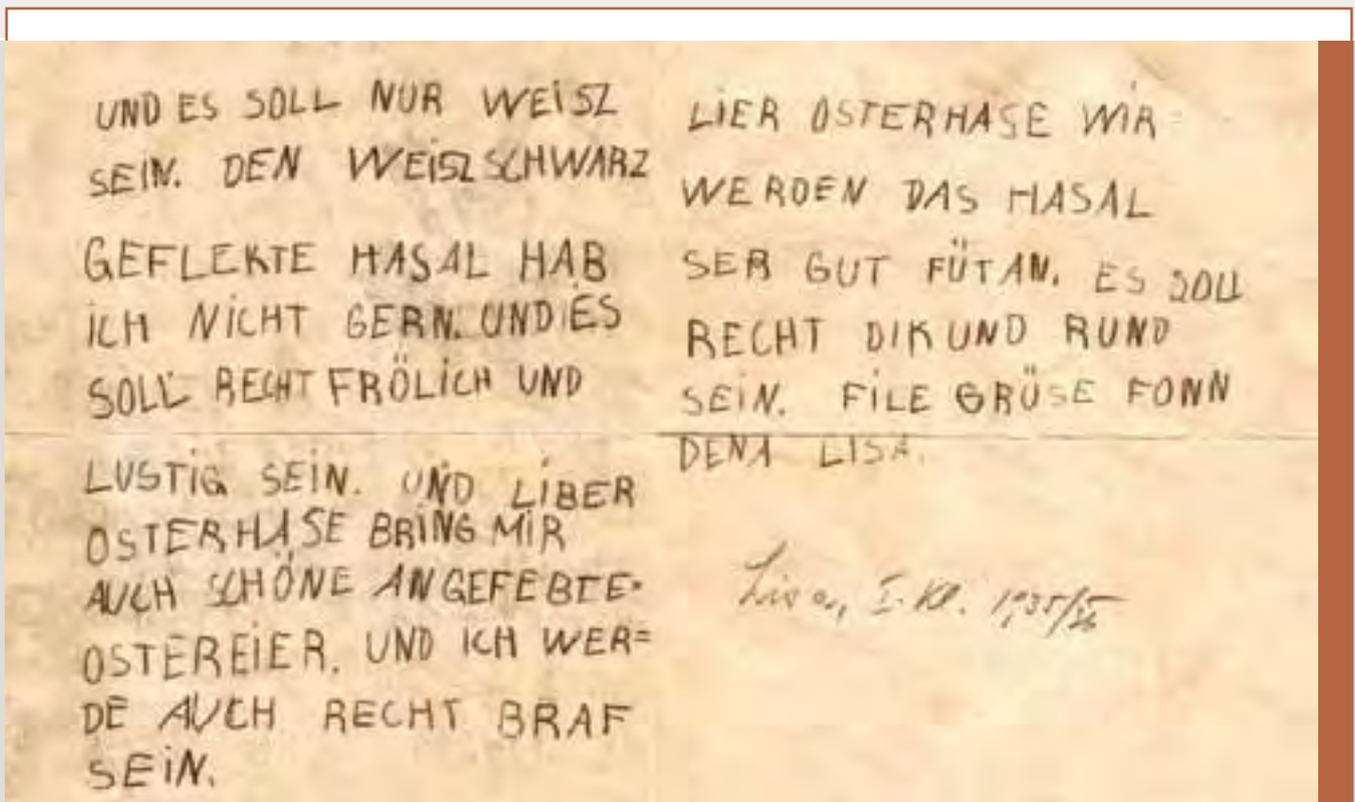
Jorge Hacker, der ebenfalls mit seinen Eltern aus der »Ostmark« flüchten musste, antwortet nach seinen Kindheitserinnerungen befragt: *Ja, ich habe sie, aber sie sind durch die Ereignisse sehr benebelt. Ich glaube, ich will mich nicht richtig erinnern. [hustet] 1938 ist eigentlich das Jahr, wo ich die meisten Erinnerungen hab'. Da war ich sieben. Den Einmarsch von Hitler in Wien haben wir am Ring erfahren.*



Bei einem weiteren Interviewpartner, Erich Spinadel, am 6. Mai 1929 in Wien geboren, hat es zunächst den Anschein, als würde das alles verändernde Märzdatum in seiner Erzählung gar mit seinen ersten Lebensjahren verschmelzen. Auf die Frage, ob er noch Kindheitserinnerungen an Wien habe, antwortet er: *Ja natürlich. Ich bin am 6. Mai wie gesagt geboren und kurz vorher sind die Deutschen ja in Österreich einmarschiert. Kurz vor meinem neunten Geburtstag. Und als neunjähriger Bub erinnert man sich selbstverständlich an seine Schulkollegen. [...]*

# »Anschluss«

## Lebensgeschichtlichen Interviews



Lisa Leist, Brief an den Osterhasen,  
1. Klasse Volksschule (1935/36)  
© Lisa Leist de Seiden, Buenos Aires

*Ich erinnere mich an den Schrebergarten meiner Tante natürlich, meine Volksschule, Schlittschuh fahren, Sommeraufenthalt irgendwo. Das ist natürlich eine Mischung von Sachen, an die ich mich selber erinnere und Sachen, die mir von meinen Eltern erzählt wurden. Aber Erinnerungen sind da.*

Die Zeitzeuginnen und Zeitzeugen machen demnach ihr »Ende der Kindheit« sehr präzise an den Daten zwischen »Anschluss« und der endgültigen Flucht aus dem »Dritten Reich« fest. Der österreichisch-israelische Journalist Ari Rath sagte beispielsweise in einem Zeitungs-Interview: *Das war meinem drei Jahre älteren Bruder und mir sofort klar, als wir am Samstag, 12. März, auf die Gasse gingen: [...] da die gesamte Wiener Polizei schon Samstag früh mit Hakenkreuzarmbinden ausgestattet war, war uns klar, dass unsere schöne Kindheit zu Ende ist.*<sup>2</sup>



Lisa Leist (2. von rechts) im Kindergarten © Lisa Leist de Seiden, Buenos Aires



Lisa Leist mit ihrem Vater Friedrich 1932 im Schafbergbad © Lisa Leist de Seiden, Buenos Aires

Aber was erfahren wir von dieser unbeschwerten Kindheit vor ihrem Ende in den lebensgeschichtlichen Interviews? Neben sehr schwachen Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg – da vor allem an die Fronturlaube der Väter in ihren Uniformen, die großen Eindruck auf die Kinder gemacht zu haben scheinen – sowie die folgende Lebensmittelknappheit sind es hauptsächlich sportliche und Freizeitaktivitäten, von denen erzählt wird, mit den Sehnsuchtsorten Wiener Wald und (Alte) Donau, Sommerfrischen im Salzkammergut oder Schifahren am Semmering. Zu diesem Zweck waren die Kinder in zahlreichen Vereinen organisiert, wie beispielsweise bei den überkonfessionellen Pfadfindern, den Roten Falken oder dem zionistischen Betar. Die politische und weltanschauliche Sozialisation funktionierte parallel zur Freizeitgestaltung wie von selbst. Neben dem familiären Umfeld prägen vor allem Berichte von der Schulsituation die Erzählungen über die Kindheit. Hier tritt das antagonistische Spannungsfeld zwischen Assimilation und Antisemitismus klar zu Tage.

## Religiöses

Die jüdische Religion spielte im alltäglichen Leben dieser Kinder eine sekundäre Rolle, sie kamen meist nicht im Elternhaus, sondern erst im Schulunterricht mit ihr in Kontakt. Die Interviewten bezeichnen sich daher oft

selbst als sogenannte »Drei-Tages-Juden« und wollen damit ausdrücken, dass sie lediglich zu den zwei hohen Feiertagen von Rosch ha-Schana (Neujahr) und zum Jom Kippur (Versöhnungstag) die Synagoge besuchten.

Lisa Leist erzählt von ihrer Schulzeit: *Obwohl uns meine Eltern zum Hebräisch-Unterricht geschickt haben, [...] und obwohl sie scheinbar auch irgendwie doch jüdisch geheiratet haben, und mein Bruder war doch Bar-Mitzwah, waren wir unter den Wienern. Wir haben gefeiert und ich erinnere mich nicht, jemals in einem Tempel oder einer Kirche gewesen zu sein. Wir waren sehr stark assimiliert. Ich weiß, wir haben Ostereier gesucht. Und Osterhasen. [...] Ob ich jetzt, oder vor dieser Zeit, anders oder jüdisch bin? Ich hab' mich nicht anders oder jüdisch gefühlt. Ich hab' dieselben Sachen gemacht wie die anderen Kinder. Wir sind im Winter nach der Schule in der Nähe zusammen Schlittschuh oder Schilaufen gegangen.*

Ostern wurde demnach im familiären Kreis genauso gefeiert wie Weihnachten, wenn auch im populären und nicht im religiösen Sinne. Jüdische Feiertage wurden nicht streng eingehalten und scheinbar problemlos mit den christlichen kombiniert. Hans Harry Abelis liefert dafür ein besonderes Beispiel. Einerseits bezeichnet er seinen Vater als Zionisten, während dieser andererseits seinen Kindern, unter dem Eindruck der katholischen Schulkollegen, auch das Weihnachtsfest bieten wollte.



Lisa Leist mit ihrem Krämerladen auf dem Balkon des Elternhauses in der Eckpergasse, 18. Wiener Gemeindebezirk © Lisa Leist de Seiden, Buenos Aires

*Aber es sollte doch jüdisch sein, also hat er sich in der Tischlerei eine Menora, den Armleuchter, machen lassen und an den wurden dann Tannenzweige gebunden, Christbaumschmuck gehängt und unter dem bekamen wir dann unsere Geschenke. Das war ungefähr das Niveau meiner Beziehung zum Religiösen oder zum Judentum überhaupt.*

### »Kleine Bosheiten« – Antisemitismus vor 1938

Jüdische Schülerinnen und Schüler hatten trotz dieses religiösen Amalgams schon lange vor dem »Anschluss« antisemitische Schmähungen ihrer »arischen« beziehungsweise katholischen Kolleginnen und Kollegen über sich ergehen lassen müssen. Der Zeitraum der Diskriminierungen konnte sich dabei generationsübergreifend erstrecken, wie Hans Georg Sagel über die Schulzeit seines Vaters berichtet:

*Nicht alle Österreicher und nicht alle Deutsche waren Antisemiten, das ist ja klar. Aber sie sollen bitte nicht die Unschuldigen spielen. Mein Vater, der 1904 geboren wurde, als er in die Schule in Innsbruck gegangen ist, hat er schon seinerzeit in der Judenbank sitzen müssen. Alleine in der Klasse, als letzter in einer Ecke. Das wurde die Judenbank genannt. Also so neu ist der Antisemitismus in Österreich nicht.*

WOHLMAYER BAU

3100 St. Pölten      Tel.: 02742/73011

[www.wohlmeyer.at](http://www.wohlmeyer.at)



Geturnt hab' ich im Maccabi und in der Volksschule hatte ich einen Lehrer, der war ein Nazi und mit dem hat mich eine gewisse Hass-Liebe verbunden. Der hat auf der einen Seite sehr geschätzt, dass ich ein sehr guter und ein ziemlich disziplinierter Schüler war, aber andererseits, natürlich, a Saujud is a Saujud, da beisst ka Ratz an Faden ab. Und zwar hat er mir in der Turnstunde, nachdem er gewusst hat, dass ich im Maccabi turne, z. B. beim Bockspringen immer ein Bein gestellt, dass ich gepurzelt bin. Aber nachdem ich ein guter Turner war, und bei allem mehr oder minder meinen Mann gestellt hab, ist es über diese kleinen Bosheiten nicht hinausgegangen. Und sonst hatte ich meine Spezis, meine Schulfreunde, die sich daraus ergeben haben, dass wir den gleichen Schulweg hatten. Mit denen gab's keine Schwierigkeiten, außer den berühmten Raufereien unter Lausbuben.

[Frage des Interviewers:] Ist es bei diesen Raufereien auch mal so Juden gegen Nicht-Juden gegangen?

Nein, nein, nein. Erst dann wie der Hitler gekommen ist, dann schon. Da wurden wir dann systematisch verprügelt auf der Straße, ausgeraubt, ausg'sackelt, wie das so schön hieß damals.

## Kinderfotos aus Familienalben

Mit den Fotos aus den Familienalben verhält es sich geradezu indirekt proportional zu den nur punktuell lebensgeschichtlichen Erinnerungen der Kindheit vor 1938 in den Interviews. Die in die Emigration mitgenommenen Fotoalben hatten für die Vertriebenen eine besondere Bedeutung. Sie hielten einerseits eine illustrierte Verbindung zu einer verlorenen Welt aufrecht, in der sie aufgewachsen und aus der sie vertrieben worden waren. Andererseits wirkten sie durch ihre visuelle Gedächtnisstütze an das frühere Leben, an Orte und Aktivitäten, der erzwungenen Entfremdung entge-



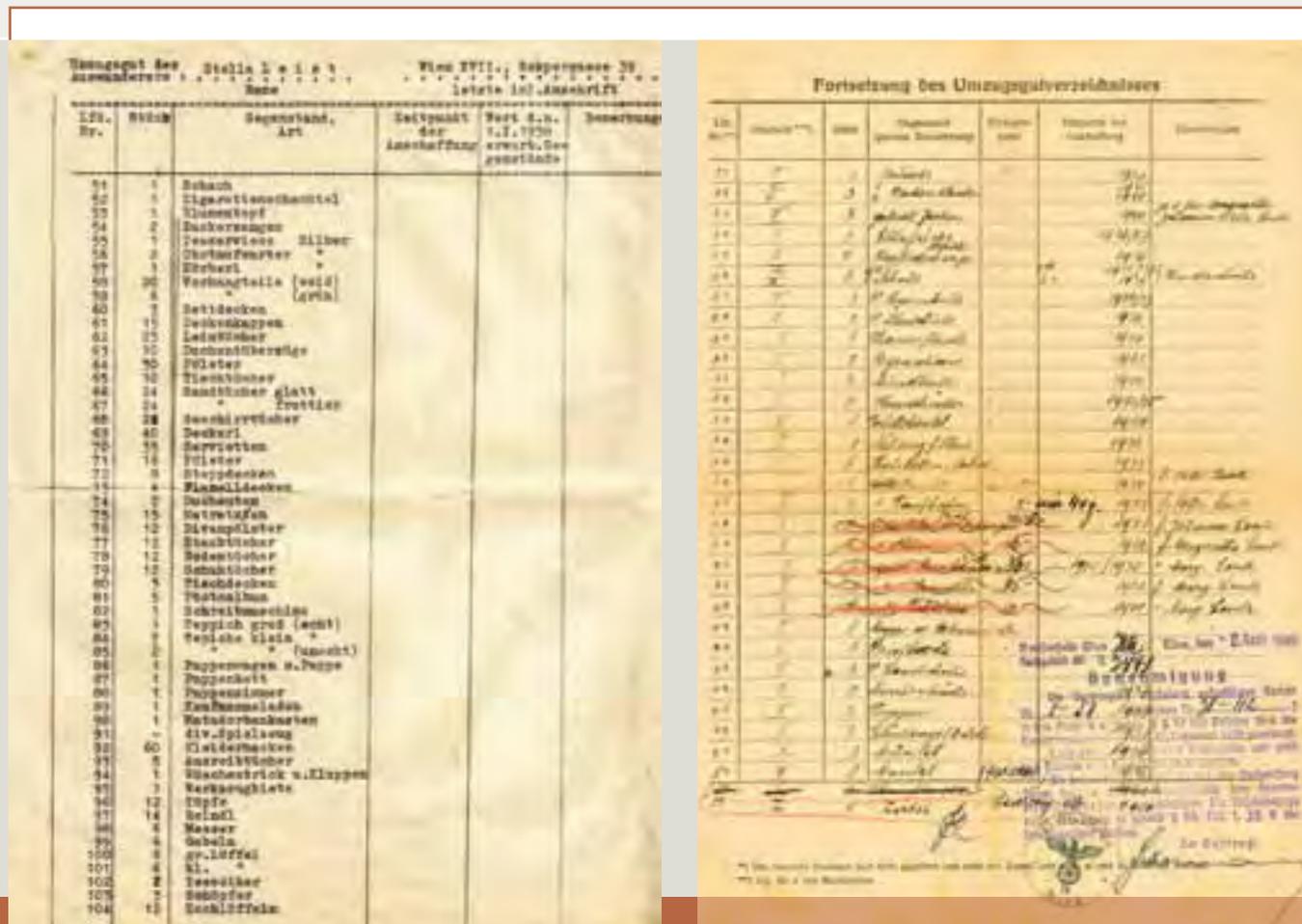
**IMMER DER KÜRZESTE WEG FÜR SIE!**

### Wir kommen Ihnen gerne entgegen.

Mit persönlicher Beratung in über 500 Filialen, längeren Öffnungszeiten, modernen Selbstbedienungszonen und innovativen Online Services bieten wir Ihnen passende Lösungen für alle Finanzfragen – und zwar in ganz Österreich.

Mitten im Leben.  
[www.bawagpsk.com](http://www.bawagpsk.com)





Die Kindheit wurde verpackt und in Kisten und Koffern mit auf die Reise genommen: Umzugsgutsverzeichnisse von Stella Leist mit dem Kaufmannsladen ihrer Tochter Lisa und diversem Spielzeug sowie von Margarethe Lenk mit zwei Märchenbüchern und Puppen ihrer Tochter Johanna © Lisa Leist de Seiden / Juana Lenk, Buenos Aires

gen. Sie belegten einen Abschnitt der Familiengeschichte und waren Dokumente, die nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft betrachtet werden sollten. Sie waren nicht nur für die damalige, sondern auch für alle noch kommenden Generationen bestimmt.<sup>4</sup>

Die zahlreichen Kinderfotos aus den privaten Alben stammen aus der Zeit vor dem »Anschluss«. Danach findet sich – zumindest in den Beispielen, die nach Argentinien gerettet werden konnten und die mir zugänglich waren – bis zur gelungenen Flucht kein fotografischer Niederschlag. Das mag mit wichtigeren Prioritäten, die sich in den Vordergrund schoben, zusammenhängen. Fotos von Kindern, die nach dem März 1938 gemacht wurden, dienten behördlichen Zwecken, für Reisepässe,

Visa und andere Emigrationspapiere. Studioaufnahmen wurden zu teuer, Fotoapparate konfisziert und der Zugang zu Filmmaterial und Entwicklungsmöglichkeiten für Jüdinnen und Juden eingeschränkt.

Als Beispiel mag wiederum die Familie Abelis dienen, mit den Kindern Hans, 1928 geboren, und seiner Schwester Eva, Jahrgang 1925, die in Oed bei Linz aufwuchsen, wo der Vater eine Textilfabrik besaß. Die frühe Kindheit wird von dem Geschwisterpaar als äußerst harmonisch beschrieben, mit größten Freiheiten in Wäldern, Wiesen und Auen.

Schon die Übersiedlung nach Wien 1933, wo sich die Bürozentrale des väterlichen Unternehmens befand, stellte eine erste Zäsur des glücklich erinnerten Landlebens dar, der im Vergleich zum Bruch von 1938 aber vollkommen überschattet wird. Der Kontrast wird im Interview mit Hans Abelis drastisch verdeutlicht:

*Na ja, mein Vater hatte den Betrieb, er war sozusagen Unternehmer, und eines Tages hat ihm der Buchhalter die Schlüssel abverlangt. Und dann hatte er eben nichts. Und nachdem er auch keine Mittel hatte, [...] war das eine Situa-*

tion, wo wir in einer Wohnung mit Perserteppichen saßen, ohne was zu fressen zu haben.

Durch die Enteignungen, antijüdische Sondersteuern und die Kosten für die geplante Ausreise schlitterte die Familie in bittere Armut:

*Ich kann mich zum Beispiel erinnern, wie ich als Kind in einem eiskalten Winter in der Schlange gestanden bin mit einem Aluminiumhäferl in der Hand, meine Schwester und ich je mit einem Häferl, damit wir bei der Ausspeise etwas warme Suppe bekommen, weil meine Eltern haben sich nicht auf die Straße getraut. Und dann wurde es noch schlimmer.*

Die Kindheit war damit schnell beendet, die Verfolgungssituation konnte zu einem generationalen Rollentausch führen: die Kinder kümmerten sich um ihre als hilflos erlebten Eltern. Edith Wang de Neustadt drückte das im Interview folgendermaßen aus: *Ja, mit dem Ganzen war man schneller größer, nicht wahr, weil es war keine Zeit, um kindisch zu sein.*

## Eine Reise nach Österreich. Eine Reise in die Kindheit

Nur wenige Emigrantinnen und Emigranten in Argentinien entschlossen sich nach 1945 zu einer permanenten Rückkehr nach Österreich. Dennoch sind bis auf wenige Ausnahmen fast alle, manche auch mehrmals und regelmäßig, in ihre »ehemalige Heimat« gereist. Bei diesen Besuchen drängten sich lang vergessene bzw. verdrängte Kindheitserinnerungen wieder ins Bewusstsein. Robert Wang erzählte von seiner Sommerfrische in den Alpen:

*Das letzte Mal in Österreich, vor zwei Jahren, bin ich nach Salzburg gefahren. Auch nach Altaussee, wo wir als Kind immer hingefahren sind, um die Kindheitserinnerungen wieder aufzufrischen. Da sind wir auf die Berge gestiegen, haben gebadet, sind spazieren gegangen, da hab' ich mich ziemlich gut erinnert, es war so wie früher. Die Leute sind auch so wie früher. Das ist das Schlimme. Die sind im Prinzip noch wie damals und die haben sich gewundert, was ich dort mach'. [...] Es ist immer ein Keim gegen Ausländer, oder die, die nicht so sind wie sie. Angeblich sind sie gemütlich, aber man merkt, dass sie im Inneren denken: »Der gehört nicht zu uns!« Das ist die Sache. Und Weanarisch versteh' ich noch immer nicht. Die haben mich rausgeschmissen, so ist die Sache und so ist es geblieben. Ja, ist schön Österreich, ist gemütlich und so ist es geblieben. Ich geh' gern dort spazieren, auf der Mariahilfer Straße, auf der Kärntner Straße, ich ess' gern die Mehlspeisen, geh' immer in die Konditorei in der Wollzeile und kauf*

*mir die Punschkrapfen, weil die gibt's hier nicht.*

Auf den Wienreisen, die meist als eine Art Zeitreise in die »Alte Welt« wahrgenommen werden, leben die traumatischen Erinnerungen der Verfolgung und Vertreibung wieder auf, insbesondere, wenn die Besucher das Gefühl beschleicht, dass sich im Stadtbild und bei den Bewohnerinnen und Bewohnern nicht viel geändert hat, wie Robert Wang weiter berichtet:

*1970 so ungefähr, hab' ich die Orte meiner Jugend, meiner Kindheit, in Wien besucht. Und zu meinem Entsetzen hab' ich gemerkt, dass alles beim Alten geblieben ist! Das hat mich sehr beeindruckt. Die Straßen, die Straßenbahnen, die Geschäfte, die Haustüren, alles war so, wie ich in Erinnerungen gehabt hatte. Das ist man hier nicht gewohnt! Hier wird alles abgerissen, neu aufgebaut, neu gestaltet.*

Eine Reise nach Wien ist für die österreichischen Emigrantinnen und Emigranten eine Rückkehr in eine alte, bekannte Stadt, in der sie sich auf Antrieb und ohne Mühe sofort zurecht finden, wobei es erstaunlich ist, wie sehr sich der Wiener Stadtplan in ihr Gedächtnis gebrannt hat. Selbst diejenigen, die lediglich ihre

ORF. WIE WIR.

WENN SIE  
**BAN KI  
 MOON**  
 NICHT  
 FÜR EINE  
 THAILÄNDISCHE  
 FERIENINSEL  
 HALTEN

ORF  
 Kultur und Information

SAMSTAG  
 ZEITGESCHICHTE



Jüdische Weihnachten der Familie Abelis, ca. 1936/37: Bezeichnenderweise – oder ist es Zufall? – bekamen die Kinder neben vielen anderen Geschenken einen Koffer und »Die Fahrt ins Blaue«, ein »Gesellschaftsspiel für Groß und Klein«. © Eva Abelis de Hacker, Wien

frühe Kindheit in dieser Stadt verbracht haben, erinnern sich noch genau an ihre alte Wohnadresse, den Namen ihrer Schule oder an die Straßenbahnlinien, die sie für die tägliche Fahrt dorthin benützten. Paul Simko, 1927 geboren, beschreibt, 65 Jahre nach seiner Emigration, sein Umfeld äußerst detailliert:

*Wir haben in der Leopoldstadt gewohnt, im Zweiten Bezirk, und wir haben eine Wohnung gehabt, Große Stadtgutgasse 7, dritter Stock, Tür 35, Telefon: R41109B. Warum ich das so genau weiß? Das ist ganz einfach: Meine Mutter hat Angst gehabt, dass ich verloren geh', und hat mir eingepaukt, dass, wenn ich mal verloren geh', automatisch zum ersten Wachmann geh' und ihm sag': »Pauli Simko, Wien Zwei, Große Stadtgutgasse 7, dritter Stock,*

*Tür 35, Telefon: R41109B.« Und das ist mir mein ganzes Leben geblieben und deswegen weiß ich meine Telefonnummer in- und auswendig.*

Diese szenische Schilderung stammt aus der Kindheit vor dem »Anschluss«, als ein jüdischer Bub noch vertrauensvoll zu einem Wachmann gehen und um Hilfe fragen konnte, wie man am Sichersten nach Hause gelangt. Möglicherweise handelt es sich aber auch um eine Deckerinnerung aus der NS-Zeit: Wer sich bei einer Kontrolle nicht ausweisen konnte – oder wie im Falle des minderjährigen Paul, selbst noch keine Kennkarte besaß – musste wenigstens überzeugend seine Adresse nennen können, um nicht in Gefahr zu laufen, verhaftet zu werden.

Die ersten Jahre eines Menschen prägen seine Identitätskonstruktion für sein gesamtes weiteres Leben. Wird die Kindheit durch traumatische Erlebnisse plötzlich unterbrochen, zeitigt das weitreichende Konsequenzen für emotionale, soziale und gesellschaftliche Zugehörigkeitsgefühle. Hans Hacker, 1925 in Wien geboren, drückt das im Interview folgendermaßen aus:

*Was ist Heimat? Heimat ist etwas, wo man die Kindheit verbracht hat, womöglich glücklich und zufrieden war und ein friedliches Leben geführt hat. Wenn man sich dann daran erinnert, sind solche Erlebnisse schwer mit dem Wort Heimat zu verbinden. Denn was ist Heimat? Dort wo man verbunden ist, deren Sprache man spricht, wo man sich wohl fühlt, wo man Perspektiven für's Leben sieht. Ich meine, das ist ein ganzer Bruch, der vorgeht, der natürlich unvergesslich ist. Ganz besonders, wenn man dann weg is'. Ich mein', die die weg konnten, zählten ja noch zu den Glücklichen, denn die dort geblieben sind,...*

Manche Interviewpartner bezeichnen die Ankunft in der »Neuen Welt« als eine Art Wiedergeburt, in der, wenn die Umstände günstig waren, eine »zweite Kindheit« weitergelebt werden konnte. Die ursprüngliche Entwurzelung aber blieb bestehen und überschattet jegliche Erinnerungen an eine glückliche Kindheit. □

## Anmerkungen

- 1 Philipp Mettauer, *Erzwungene Emigration nach Argentinien. Österreichisch-jüdische Lebensgeschichten*. Münster 2010.
- 2 *Oberösterreichische Nachrichten*, 7. März 2013.
- 3 Herbert Dachs, »Austrofaschismus« und Schule. Ein Instrumentalisierungsversuch. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur. 1933–1938*. Wien 2005, S. 282–298.
- 4 Leo Spitzer, *Hotel Bolivia. Auf den Spuren der Erinnerung an eine Zuflucht vor dem Nationalsozialismus*. Wien 2003, S. 31f.

# DAS NETZWERK DER KULTUREINRICHTUNGEN DES LANDES OBERÖSTERREICH



## SCHLOSSMUSEUM LINZ

Tummelplatz 10, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 774419-0  
[www.schlossmuseum.at](http://www.schlossmuseum.at)

## ANTON BRUCKNER PRIVATUNIVERSITÄT

Wildbergstraße 18, 4040 Linz  
Tel. 0732 / 701000-00  
[www.bruckneruni.at](http://www.bruckneruni.at)

## DIREKTION KULTUR

Promenade 37, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7720-15480  
[www.land-oberoesterreich.gv.at](http://www.land-oberoesterreich.gv.at)

## OÖ. LANDESBIBLIOTHEK

Schillerplatz 2, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 664071-0  
[www.landesbibliothek.at](http://www.landesbibliothek.at)

## BRUCKNER ORCHESTER LINZ

Promenade 39, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7611-194  
[www.bruckner-orchester.at](http://www.bruckner-orchester.at)

## MUSIKTHEATER

Am Volksgarten 1, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 7611-0  
[www.landestheater-linz.at](http://www.landestheater-linz.at)



## BIOLOGIEZENTRUM DER OÖ. LANDESMUSEEN

Johann-Wilhelm-Klein-Straße 73, 4040 Linz  
Tel. 0732 / 759733-0  
[www.biologiezentrum.at](http://www.biologiezentrum.at)

## LANDESKULTURZENTRUM URSULINENHOF

Landstraße 31, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 784178-0  
[www.ursulinenhof.at](http://www.ursulinenhof.at)

## LANDESGALERIE LINZ

Museumstraße 14, 4010 Linz  
Tel. 0732 / 774482-0  
[www.landesgalerie.at](http://www.landesgalerie.at)

## LANDESMUSIKDIREKTION LANDESMUSIKSCHULWERK

Promenade 37, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7720-15660  
[www.landesmusikschulen.at](http://www.landesmusikschulen.at)

## LANDESTHEATER LINZ

Promenade 39, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7611-0  
[www.landestheater-linz.at](http://www.landestheater-linz.at)



## OÖ. LANDESARCHIV

Anzengruberstraße 19, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 7720-14601  
[www.landesarchiv-ooe.at](http://www.landesarchiv-ooe.at)

## OÖ. KULTURQUARTIER

OK Platz 1, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 784178-0  
[www.oekulturquartier.at](http://www.oekulturquartier.at)

## O.K CENTRUM FÜR GEGENWARTSKUNST

OK Platz 1, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 784178-0  
[www.ok-centrum.at](http://www.ok-centrum.at)

## STIFTERHAUS – ZENTRUM FÜR LITERATUR UND SPRACHE

Adalbert-Stifter-Platz 1, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7720-11295  
[www.stifterhaus.at](http://www.stifterhaus.at)

## OÖ. LANDESMUSEEN

Direktion, Verwaltung, Bibliothek  
Museumstraße 14, 4010 Linz  
Tel. 0732 / 774482-0  
[www.landesmuseum.at](http://www.landesmuseum.at)



## OÖ. LANDESAUSSTELLUNGEN

Promenade 37, 4021 Linz  
Tel. 0732 / 7720-14875  
[www.landesausstellung.com](http://www.landesausstellung.com)

## DIE KUNSTSAMMLUNG

Landstraße 31, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 7720-16394  
[www.diekunstsammlung.at](http://www.diekunstsammlung.at)

## HAUS DER VOLKSKULTUR

Promenade 33, 4020 Linz  
Tel. 0732 / 7720-15458  
[www.ooe-volkskultur.at](http://www.ooe-volkskultur.at)

»Darum Sorge selbst dafür, gesund zu bleiben und energisch mit Dir selbst zu sein«.

## Christine Hartig

Bereits zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft veränderten staatliche Verfolgung und antisemitische Aktionen der »Volksgemeinschaft« familiäre Dynamiken. Die Briefe der Familien Cohn aus Berlin, Bergmann aus Wien und Theiner aus Prag geben darüber Auskunft wie diese Familien versuchten, dennoch ihr Leben zu bewältigen. Dazu gehörte bereits früh die zunächst als vorübergehend gedachte Trennung von den Kindern und Bemühungen der Eltern um deren Verselbständigung. Den Familien in Berlin, Wien und Prag blieb unterschiedlich viel Zeit zum Handeln. Anfangs waren im »Dritten Reich« für kurze Zeit Fluchtmöglichkeiten in die Nachbarländer gegeben, wenngleich die geringen Arbeitsmöglichkeiten viele Juden dazu bewegten, nach Deutschland zurückzukehren. In den folgenden Jahren schlossen immer mehr Länder ihre Grenzen. Die jüdische Bevölkerung in Österreich geriet im März 1938 mit dem »Anschluss« ebenso unter nationalsozialistische Herrschaft wie die Juden in Prag nach dem deutschen Einmarsch im Folgejahr. Für diese Menschen waren die Auswanderungsmöglichkeiten ungleich schwieriger. Der Kriegsbeginn im September 1939 und die reichsweiten Deportationen ab Oktober 1941 reduzierten die Rettungsversuche der Familie Bergmann aus Wien und Theiner aus Prag daher auf einen Zeitraum von wenigen Monaten. Diese je nach Wohnort zeitlich versetzte und sich zuspitzende Begrenzung von Entscheidungsmöglichkeiten verstärkte auch die erzwungene Aufgabe bisheriger Erziehungsvorstellungen und -ideale. Beispielhaft kann dieser Prozess durch eine Annäherung an das zeitgenössische Verständnis der Begriffe »Selbständigkeit« und »Anpassung« nachvollzogen werden.

## Autonomie und Selbständigkeit

Im Deutschen Reich, in Österreich, aber auch in Böhmen hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg gerade im Judentum viele Eltern für die Ideen der Reformpädagogik und der Individualpsychologie begeistert. Beide Ansätze zielten auf gesellschaftliche Veränderungen. So wurde der in der Arbeiterklasse herrschende Zwang zur frühen ökonomischen Selbständigkeit von Kindern oder ihre für die Familienökonomie notwendige Hilfe im Haushalt beklagt. Weiterhin sollten die Abhängigkeit von Wohltaten und erzwungene Dankbarkeit vermieden werden. Die Anleitung zur Selbständigkeit war das große und neuartige Ziel der Erziehungskonzepte der Weimarer Republik, die nun nicht mehr in dem Korsett bürgerlicher Sekundärtugenden eingeschnürt bleiben sollten. Diese Erziehungsideale galten auch für das Ehepaar Emil und Grete Cohn aus Berlin (\*1881 bzw. \*1892) mit ihren beiden Töchtern Mirjam (\*1920) und Hanna (\*1914) sowie den Sohn Bernhard (\*1923), das Ehepaar Robert und Martha Bergmann aus Wien (\*1894 bzw. \*1896) und ihre Tochter Hertha (\*1923) sowie für Hugo und Thea Theiner aus Prag (\*1889 bzw. \*1897) und ihre beiden Töchter Ruth (\*1923) und Esther (\*1929).

## »...darum Sorge selbst dafür« – Neue Erwartungen

Die ab 1933 sinkenden beruflichen Möglichkeiten für jüdische Frauen und Männer hatten auch Auswirkungen auf die Ausbildungsmöglichkeiten der jüdischen Jugend. Bereits zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft wurden Mädchen unabhängig von ihrer

# Veränderte Erwartungen an Kinder angesichts der nationalsozialistischen Verfolgung



Herkunft dazu aufgerufen, hauswirtschaftliche Tätigkeiten zu erlernen. Auch Emil Cohn lobte 1939 zum wiederholten Mal die Haushaltskenntnisse seiner jüngeren Tochter Mirjam. Die nunmehr Neunzehnjährige half zu diesem Zeitpunkt im Haushalt ihrer nach England emigrierten Verwandten, während die Eltern nahezu ohne Einkommen im Amsterdamer Exil lebten:

*Ich freue mich sehr, dass Du so tapfer mithilfst über diese Spanne Zeit uns hinwegzubringen. Sogar Fenster putzt Du? Recht so, Kind, eine gute Vorbereitung für America und Du lebst es schon dort bevor Du es hier erlebst. Ich muss Dich loben und bin richtig stolz, eine Tochter zu haben, die so die Zeit versteht.<sup>1</sup>*

*Ruth Bratu (1924–2000), geborene Theiner, mit ihrem Mann Artur E. Bratu bei einem Empfang der Stadt Darmstadt am 31.3.1990, gemeinsam mit ihrem Enkel. © Darmstädter Echo, Foto: Günther Jockel*

An Esther und Ruth Theiner wurden ebenfalls neue Aufgaben herangetragen. Sie konnten mit knapp zehn und fünfzehn Jahren durch einen sogenannten Kindertransport zusammen mit ca. 10.000 Kindern aus dem nationalsozialistischen Herrschaftsgebiet nach Großbritannien fliehen und wurden dort in einer Pflegefamilie untergebracht. In den Briefen der Eltern fand sich das



Lob über selbstgeputzte Schuhe, Ordentlichkeit und Wäschewaschen. Solche Arbeiten hatten diese Kinder aufgrund der Beschäftigung von Hauspersonal bisher nur in Ausnahmefällen übernommen. Gerahmt waren die elterlichen Fragen von Mahnungen zur Selbstdisziplinierung wie dem Wunsch an die jüngere Tochter Esther:

*[...] sehr gern' (zu) hören [...], dass Du richtig trocken bist, auch wenn Du von selbst wach wirst und von alleine aufstehst, anstatt Dich wecken zu lassen (...). Du bist ja ein vernünftiges, grosses Mädels und kein Baby, das nicht weiss, dass es nicht gut ist für die Gesundheit eines Menschen, wenn er aus festem Schlaf aufgeweckt wird. Darum Sorge selbst dafür, gesund zu bleiben und energisch mit Dir selbst zu sein. Du weisst ja, dass Du dann selbst viel froher und zufriedener bist.<sup>2</sup>*

Diese Appelle knüpfen an Erziehungsideale der tschechoslowakischen Kinderfreunde, der Elternorganisation der »Falken« an, in denen sich die Familie Theiner engagiert hatte:

*Im Gegensatz zur bürgerlichen Fürsorge, die gewöhnlich erst dann notdürftige Hilfe bringt, wenn das Übel unleidlich geworden ist, ist es das Ziel unserer Fürsorgearbeit, die uns anvertrauten Kinder vor Schädigungen zu bewahren, sie durch gesunde Lebensweise, durch Sonnen-*

*licht und frische Luft, durch planmässige Übung aller Organe zu gesunden und leistungsfähigen Menschen zu entwickeln.<sup>3</sup>*

Nach der Emigration ihrer Töchter verknüpfte Thea Theiner die Mahnungen zur Selbstdisziplinierung mit der Forderung des Verzichts. *Verzichten lernen* so Thea Theiner in dem oben zitierten Brief weiter, *ist sehr wichtig, wenn auch manchmal schwer, was glaubt ihr, auf was wir alle hier verzichten müssen und lassen uns doch nicht runterkriegen, bleiben glücklich und zufrieden dabei – auch in dem Bewusstsein, dass es Euch gut geht!*<sup>4</sup>

### »Man wächst, wenn man's nicht ändern kann«

Die Antworten der Kinder auf die veränderten Anforderungen zeigen ein facettenreiches Bild. Exemplarisch kann Hertha Bergmanns Schilderung eines verfrühten und schmerzhaften Prozesses des Erwachsenwerdens gelten. Sie benennt darin die Diskrepanz zwischen den Bedürfnissen der Kinder und den an sie gerichteten Anforderungen. Der Vater war 1938 nach dem Novemberpogrom aus Wien in die Schweiz geflüchtet und unterlag dort einem Beschäftigungsverbot. Die Fünfzehnjährige, die von ihren Eltern zunächst auf einem



Fotos aus der Bergmann Family Collection im Leo Baeck Institute, New York. Da die Fotos nicht beschriftet sind, kann man nur annehmen, dass es sich bei der jungen Frau (linke Seite, rechtes Bild) um Hertha Bergmann handelt. Oben möglicherweise: Herthas Eltern Martha und Robert © Leo Baeck Institute, New York (LBI): AR 6386, Bergmann Family Collection 7/9

englischen Internat in Maryport angemeldet worden war, antwortete ihnen auf den Wunsch, sich selbst um die Finanzierung ihrer Schulausbildung zu kümmern: *Verstehen tu ich Dich vollkommen, sei beruhigt. Na ja, man wächst, wenn man's nicht ändern kann.*<sup>5</sup> Zugleich vermisste Hertha Bergmann die auch seitens der Jugendbewegung in ihrer Bedeutung hervorgehobene Gemeinschaft mit anderen Kindern:

*In Maryport bin ich wieder nur – zwar mit sehr jungen und ausgesprochen idealen aber doch Erwachsenen zusammen. Und ich fühl, daß ich Kinder brauch als Gesellschaft, sonst verpass ich einen sehr schönen Teil der Pubertät, Mitte und Ende; ich hab genug vom Erwachsenen sein.*<sup>6</sup>

Die Diskrepanz von übertragenen Aufgaben und Lebensalter wurde zeitgenössisch auch von Mirjam Cohn empfunden, die ihrem Vater nach dessen Flucht nach Amsterdam gefolgt war. Ex post erinnert sie sich im Vergleich zur Situation im nationalsozialistischen Ber-

Mag. Bettina Glatz-Kremsner (Vorstandsdirktorin Österreichische Lotterien) und Dr. Sabine Haag (Generaldirktorin Kunsthistorisches Museum) vor der Tür zur Kunstammer.

**Ein Gewinn für die Kultur!**

Das **Kunsthistorische Museum** mit seinen sieben Ausstellungen zählt zu den bedeutendsten Museen der Welt. Die Österreichischen Lotterien unterstützen das KHM, damit Sie als Besucher dieses große Angebot zum kleinen Preis genießen können. Mit einer Jahreskarte um nur 34 Euro. Jetzt. Weitere Informationen finden Sie unter [www.lotterien.at](http://www.lotterien.at)

**Gut für Österreich.** **Österreichische LOTTERIEN**



Die Eltern von Ruth und Esther Theiner wurden 1943 im KZ Auschwitz ermordet. Digitalisiert vom Terezín Album Project © National Archives in Prague: Fond Policejní ředitelství, manipulační období 1941–1950, signatura T 505/2 (Hugo Theiner)

lin an die positiven Aspekte des gemeinsamen Lebens mit dem Vater in Amsterdam:

*Mein Vater und ich hatten eine Wohnung und ich hab Haushalt gemacht. Also für mich war ich erwachsen. Ich war erst 17, aber das hieß gar nichts. Ich hatte mein eigenes Haus, ich hatte mein eigenes Geld um den Haushalt zu führen. Was noch was war: Mein Vater war öfters eingeladen. Da er keine Frau dabei hatte, wurde ich eingeladen. Aber die Kinder meines Alters, die in der Familie da waren, waren wahrscheinlich nicht erlaubt rein zu kommen. Das war einfach das... [...] Das war für mich eine wunderbare Zeit.<sup>7</sup>*

Im Fall der alleinigen Emigration der Kinder wurden hingegen deren Verlusterfahrungen angesichts der geringen elterlichen Handlungsmöglichkeiten kaum thematisiert, so dass die Kinder auf die Hilfe und Unterstützung anderer angewiesen waren. Martha Bergmann, die schließlich ebenfalls aus Wien fliehen konnte, interpretierte rückblickend die aus Sicht der Tochter unfreiwillige Trennung als Prozess des Reifens und Erwachsenwerdens, der ihr auch als Vorteil gegenüber behüteter aufgewachsenen Kindern dienen könne:

*Je weniger man in ihrem Alter an den Haaren vom Weltgeschehen emporgerissen wurde, desto weniger ist man gewachsen. Du kannst dies an Deinem eigenen Stillstand in der Maryporter Zeit sehen. Vorher die Monate haben einen fürs Alter ungeheuren Sprung an Reifenniveau gezeigt und jetzt kommst Du ja auch drauf, dass man mit*

*Kopfsprung und Tauchen auch weiter kommt als mit Brustschwimmen ohne Startsprung.<sup>8</sup>*

Die Eltern betonten gerade bei jüngeren Kindern die trotz der Trennung und Emigration existierenden äußerlichen Kontinuitäten wie beispielsweise den Schulbesuch. Die oft bürgerlichen Flüchtlingskinder teilten mit der Übernahme neuer Aufgaben und dem Wunsch nach früher finanzieller Selbständigkeit aber viel stärker die biographischen Erwartungen an Arbeiterkinder. Die nach der Emigration unterschiedlichen Erfahrungswelten der Kinder und Eltern zeigten sich in den immer stärker auseinanderfallenden gegenseitigen Erwartungen.

Das Drängen der Eltern auf Verselbständigung zielte nicht allein auf finanzielle Unabhängigkeit und Entscheidungsfähigkeit der Kinder, sondern, mit dem Wunsch nach »positiven Berichten«, auch auf ein Beherrschen der Gefühle. Die Eltern bezeichneten in ihren Briefen den Schmerz der Kinder über die Trennung als »Heimweh« und damit als »normale« kindliche Reaktion auf die Abwesenheit der Eltern. Diese Zuschreibung wurde von den Kindern zurückgewiesen und auf die Angemessenheit ihrer Gefühle angesichts der Trennung insistiert. Beispielhaft ist die Antwort Hertha Bergmanns, die kurz nach ihrer Ankunft in London an die Eltern schrieb, Heimweh nur abends im Bett, *da aber sehr arg,<sup>9</sup>* gehabt zu haben. Zwei Tage später korrigierte sie diese Zuschreibung:

*Ich habe kein Heimweh, oder wenn, nur ein bissl. [...] Mam hat mir gesagt, daß ich eine große Erleichterung spüren werde, es ist aber nicht wahr; im Gegenteil, ich bin traurig und verzweifelt wie noch nie. Ich habe Angstträume, hörs Mami weinen und seh Vati am Boden liegen wie in dieser schönen Nacht und heul in der Nacht Stunden.<sup>10</sup>*

Einen Monat später rang Hertha Bergmann erneut um ihre Sichtweise: *Heimweh, nein nicht Heimweh, Sehnsucht nach Euch hab ich jetzt entsetzlich. Ich fürchte, die Trennung ist eine große Dummheit. [...] Wie komm ich dazu, allein in der großen fremden Welt herumzulaufen?*<sup>11</sup> Die Bemühungen der Eltern, ihren Kindern durch Briefe Trost zu spenden und den Zusammenhalt der Familie aufrecht zu erhalten, konnten die Ängste und Sorgen der Kinder nur zu einem Teil beruhigen.

### »To behave himself in every milieu«

Im Vergleich zu dem Begriff der Selbständigkeit in den reformpädagogischen Bewertungen des frühen 20. Jahrhunderts wurde die Erwünschtheit kindlicher Anpassungsfähigkeit unterschiedlich bewertet. Die Montessoripädagogik zielte beispielsweise, so der Pädagoge Franz-Michael Konrad, auf Selbstkontrolle, die Interventionen der Erzieher so weit wie möglich unnötig machen sollte. Selbständigkeit und Anpassung an ein Umfeld, das, beispielsweise mit der Verwendung von leicht zerbrechlichem Geschirr, der Welt der Erwachsenen nachempfunden war, gingen so eine enge Verbindung ein. Nelly Wolffheim, die den ersten psychoanalytisch orientierten Kindergarten in Deutschland gegründet hatte, betonte hingegen, dass ein »braves« Kind zwar den Wünschen ungeschulter Erzieher entgegenkäme, die »Bravheit« aber eine *ungesunde und für die spätere Charakterentwicklung des Menschen wenig günstige Erscheinung ist*.<sup>12</sup> Sie sei, so Wolffheim weiter, nur durch Furcht vor oder Liebe zu dem Erzieher zu erreichen und bedinge daher die Unterdrückung kindlicher Triebe und Wünsche.

Nach der Emigration lastete ein enormer Anpassungsdruck auf den Kindern *to behave [...] in every milieu*.<sup>13</sup> Die nun hervorgehobene vermeintlich bessere Anpassungsfähigkeit von Kindern legitimierte erst ihre Trennung von den Eltern. Nur langsam setzte sich mit der in den 1990er Jahren beginnenden wissenschaftlichen Untersuchung der Kindertransporte die Erkenntnis durch, dass ein solches Verständnis nicht die Lebenswirklichkeit der Kinder und Jugendlichen traf. Diese späte Revision ist auch darauf zurückzuführen,

dass der Begriff der Anpassung als positives Ergebnis einer erfolgreichen Emigration in der deutschen Forschung lange nicht hinterfragt wurde.

Viele Eltern insistierten nach dem Beginn der nationalsozialistischen Verfolgung stärker als zuvor auf die Anpassungsfähigkeit ihrer Kinder und wiesen sie darauf hin, dass sie *mehr und Schöneres*<sup>14</sup> zu berichten haben als die Eltern. Erneut blieb damit aus Sicht der Kinder ihr schmerzhaftes Erleben der Trennung unberücksichtigt. Die Eltern hofften hingegen darauf, dass die Kinder, »die Zeit begriffen« und ihre sozialen, kulturellen und ökonomischen Ansprüche reduzierten. Diese Anforderungen waren für die Kinder mitunter mit hohem Leid verbunden.

Die Psychologen Dan Bar-On und Julia Chaitin, die beide intensiv zum Holocaust geforscht haben, zeigen, wie der Zwang zum Wohlverhalten bei einem Mädchen das Gefühl ausgelöst hatte, *that she never had the opportunity to be a »normal child« since she always had to be on best behavior in order to avoid being turned out by the families who were keeping her*.<sup>15</sup> Sich von der besten



wien.arbeiterkammer.at/bibliothek

## AK BIBLIOTHEK WIEN FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

- ➔ 500.000 Bücher
- ➔ 900 Zeitungen und Zeitschriften
- ➔ Zwei Wochen Gratis-Entlehnung
- ➔ Online-Katalog
- ➔ Leseräume mit Terrasse
- ➔ Kostenloser Internetzugang
- ➔ Zugang zu eBooks

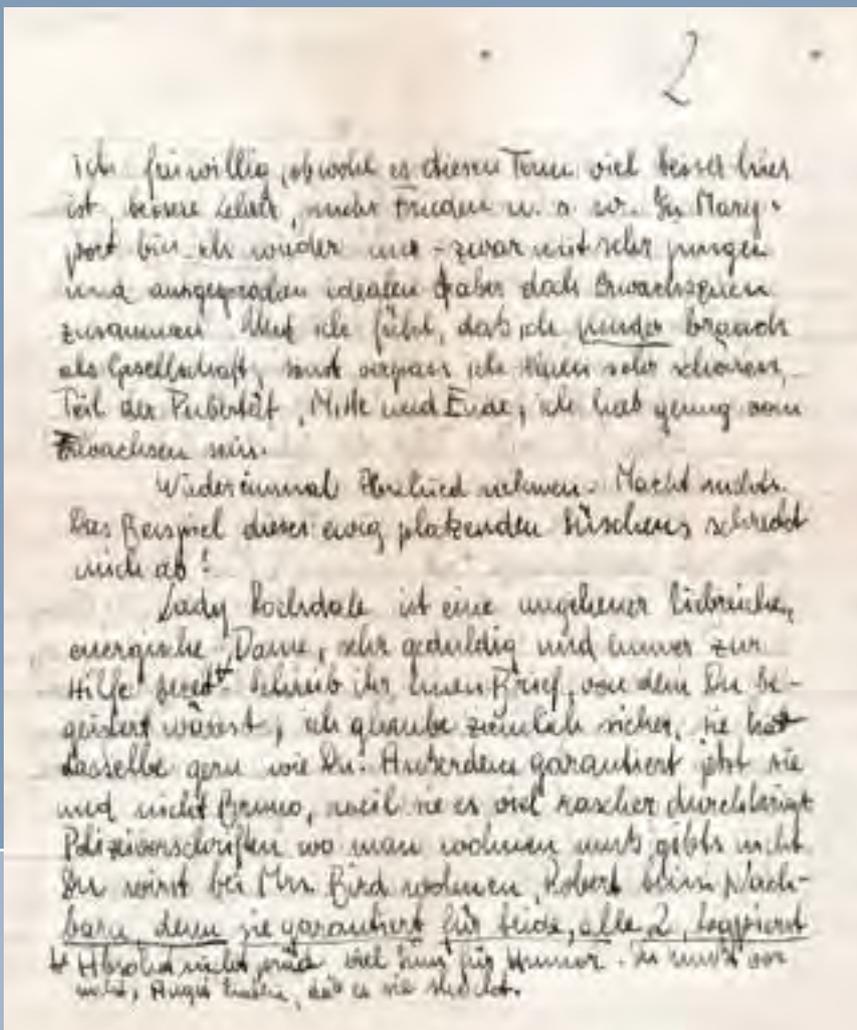
1040 Wien, Prinz Eugen-Straße 20-22  
**Öffnungszeiten:** Mo-Fr 10–19<sup>30</sup> Uhr  
 (Ausgabezeiten von 12 – 18 Uhr)

Servicetelefon: (01) 501 65 -2352  
 E-Mail: bibliothek@akwien.at

 AK Bibliothek auf Facebook

WISSEN IST MACHT



»In Maryport bin ich wieder nur – zwar mit sehr jungen und ausgesprochen idealen aber doch Erwachsenen zusammen. Und ich fühl, daß ich Kinder brauch als Gesellschaft, sonst verpass ich einen sehr schönen Teil der Pubertät, Mitte und Ende; ich hab genug vom Erwachsen sein.«  
Ausschnitt aus einem Brief von Hertha Bergmann an ihre Mutter Martha in Wien  
© Leo Baeck Institute, New York (LBI): AR 6386, Bergmann Family Collection 5/2, Hornsea, 17.1. 1939

Seite zu zeigen und dankbar zu sein, dazu wurden auch Hertha Bergmann und die Geschwister Theiner in mehreren Briefen aufgefordert:

*Wenn Dir die Leute helfen, ein Dasein zu begründen, das Dich [...] letzten Endes doch befriedigen wird, dann darfst Du eines nie tun, ohne ein für alle mal alle Chancen aufzugeben: schwanken. In unserer Situation heißt's, Puppi, konsequent glücklich zu sein. Auch gute Menschen, die nie in unserer Lage waren, können Deine Beschwerden nicht verstehen und würden sie als Launen verstimmt von sich weisen und daraus die Folgen ziehen.<sup>16</sup>*

Für Kinder vergrößerten Aufforderungen der Eltern, sich dort dankbar zeigen zu müssen, wo sie sich ausgenutzt oder ungerecht behandelt fühlten, den auf sie ausgeübten Druck. Die Umgangsweise der bei ihrer Ausreise knapp zehnjährigen Esther Theiner steht beispielhaft für viele andere Kinder, die in Großbritannien erheblich unter der Trennung von den Eltern litten.

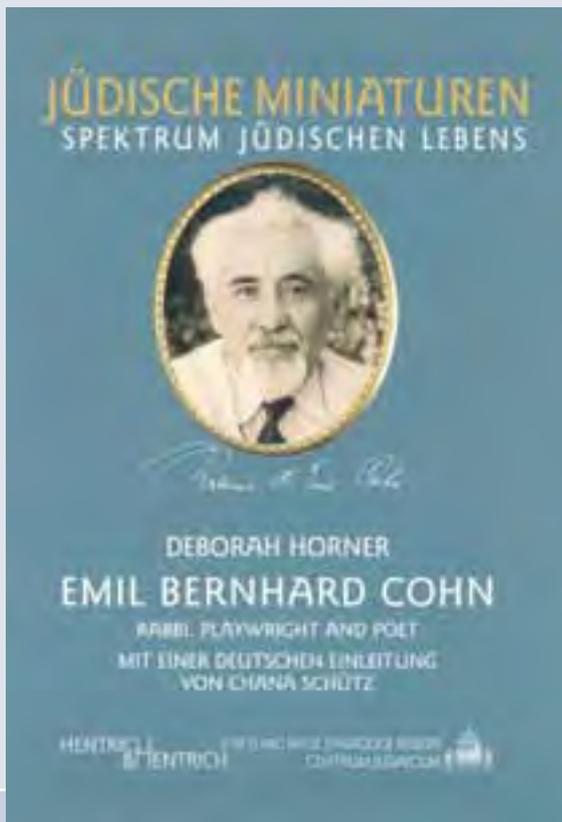
Sie reagierte mit Bettnässen, Wutanfällen und Lügen. Schon in Prag hatte sie ein ähnliches Verhalten bei für sie problematischen Ereignissen gezeigt. Dort suchten die Eltern Hilfe bei der Psychoanalytikerin Lilo Fleischer-Gerö und schufen mit der Anmeldung der Kinder bei der sozialdemokratischen Jugendorganisation der Prager »Falken« ein Gegengewicht zu den Angst auslösenden Erfahrungen durch antisemitische Bemerkungen in der Schule. Nach der Emigration der Kinder riet Thea Theiner ihnen, sich mit der ebenfalls nach London emigrierten Lilo Fleischer-Gerö in Verbindung zu setzen. Zusätzlich hoben die Eltern, die nun nur geringen Einfluss auf die Unterbringung ihrer Kinder hatten, die Eigenverantwortung von Esther hervor. Damit wurden ihre negativen Erfahrungen individualisiert und auch in anderen Fällen konnten die Eltern den emotionalen Problemen der Kinder nicht mehr in gleicher Weise wie zuvor begegnen.

Für Hugo und Thea Theiner hatte sich die Lebenssituation in Prag drastisch verschlechtert. Schon vor dem Einmarsch der Wehrmacht im März 1939 hatten sie Konkurs für ihr Lebensmittelgeschäft anmelden müssen. Nach der Ausreise der Kinder verfügte das Ehepaar zunächst über kein eigenes Einkommen und lebte vermutlich von der Unterstützung der jüdischen Gemeinde, bevor Hugo durch Straßenhandel und Thea mit Sprachunterricht die Situation etwas verbessern konnten. Anfang August 1939, rund einen Monat nach der Ausreise der Kinder, waren in Prag eine Reihe antijüdischer Bestimmungen in Kraft getreten. Vor diesem Hintergrund schrieb Thea Theiner an Esther, *dass Du mal wieder ganz verkehrt denkst. Du hast mal wieder vergessen: Wenn Du lieb und vernünftig bist, ist jeder, auch Ruth, die Dich besonders lieb hat, gut zu Dir. Bist Du schlimm und »verrückt«, wie Du von anderen schreibst und es selbst bist, wenn Du anderen die Schuld gibst, musst Du Dich nicht wundern, dass man und Ruth nicht nett zu Dir ist. Ich weiss nicht, ob Du das verstehst, was ich Dir jetzt sage, aber ich glaube schon: »Wie man sich bettet, so liegt man.« Wenn Du es nicht verstehst, so*

*erkläre ich es Dir im nächsten Brief, es bedeutet dasselbe wie: »Wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder zurück« und ich hoffe sehr, von Euch beiden zu hören, dass Du von jetzt an »gut rufen« wirst.<sup>17</sup>*

Der Historiker Michael Geyer hat die Erkenntnisse der Psychoanalytikerin Anna Freud aus den 1940er Jahren über die Bedeutung der Trennung von Kindern von ihren Familien für ihr weiteres Leben als Perspektivenwechsel in der Entwicklungspsychologie hervorgehoben, der erst das Leid der Kinder in den Blick nahm. Die Individualpsychologie hatte in dem sozialen Umfeld der Kinder aber bereits in den 1920er Jahren einen wichtigen Einflussfaktor auf ihre (emotionale) Entfaltung gesehen. Diese Diskurse über die Bedeutung des konkreten sozialen Umfelds der Kinder waren vor dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft im Bürgertum weit verbreitet sowie insbesondere durch die enge Verbindung der Individualpsychologie zur Jugend- und Arbeiterbewegung in Österreich auch darüber hinaus bekannt gewesen. Diese Erziehungsprämissen konnten aber angesichts der Verfolgung nicht mehr aufrechterhalten werden.

**Verantwortung hat einen Namen**



Emil Bernhard Cohn (1881–1948), Rabbiner und Schriftsteller. Verlag Hentrich & Hentrich © Deborah Horner



Emil und Margarete Cohn, um 1930 © Deborah Horner

## Schlussbemerkung

Die nationalsozialistische Verfolgung erzwang seitens der Eltern eine Revision ihrer bisherigen Erziehungsvorstellungen zugunsten einer stärkeren Erwartung der ökonomischen, sozialen und emotionalen Verselbständigung sowie einer raschen Anpassung an neue Verhältnisse. Diese »Neujustierungen« der elterlichen Erziehungsprämissen waren auch seitens der Eltern nicht ohne Leid. Die Briefe von Thea und Hugo Theiner zeigen die Scham, dass, so die Sichtweise der Eltern, ausgerechnet ihre Tochter den Anforderungen nicht genüge:

*Schau, warum hat Ruth es gut bei Mrs. Phelps, weil sie vernünftig ist, hilft, und vor allem nicht lügt und folgt, was man ihr sagt auch tut und so mit allen andern Kindern geht's gut. Und nur Du – ich bin sehr, sehr, traurig, dass Du uns solche Schande machst und allen schadest.*<sup>18</sup>

Der Historiker William Reddy geht davon aus, dass die gesellschaftlichen Gegebenheiten die Möglichkeiten beeinflussen, Gefühle zu formulieren. In der Zeit nach

dem Ersten Weltkrieg war durch die steigende Popularität (entwicklungs-)psychologischer Ansätze eine breite Debatte über Gefühle initiiert worden, die während der nationalsozialistischen Herrschaft nicht fortgeführt werden konnte. Reddy spricht vom »Navigieren« zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Erwartungen und individuellen Zielen. Die Interpretation der Gefühle ihrer Kinder als individuelle, in der Persönlichkeit der Kinder liegende Probleme, war für die Eltern eine Möglichkeit, die Trennung von ihnen zu akzeptieren. Ihnen waren durch die nationalsozialistische Verfolgung bisherige Möglichkeiten genommen worden, im positiven Sinn verändernd auf die Umgebung der Kinder einzuwirken. Die sich verringern den Fluchtchancen bedingten für die Familien lange Phasen der Trennung. Im Fall von Hugo und Thea Theiner aus Prag, die 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet worden sind, war es eine Trennung für immer. Für die Kinder manifestierten sich diese Veränderungen in den Handlungsmöglichkeiten der Eltern in neuen, für sie kaum zu bewältigenden Anforderungen. □

## Anmerkungen

- 1 Archiv der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum (CJA), Berlin: 6.12 (Nachlass Emil Cohn CJA), Nr. 22 [Emil Cohn an Mirjam Cohn, 21.9.1939].
- 2 Archiv der sozialen Demokratie (AdsD) der Friedrich-Ebert-Stiftung Bonn: Nachlass Bratu, Box 1 [Thea und Hugo Theiner an Esther Theiner, ca. 24.1.1940].
- 3 Zitiert nach: Weg. Leistung. Schicksal. Geschichte der sudetendeutschen Arbeiterbewegung in Wort und Bild. Stuttgart 1972, S. 333.
- 4 AdsD, NL Bratu, Box 1 [Thea und Hugo Theiner an Esther Theiner, ca. 24.1.1940].
- 5 Leo Baeck Institute, New York (LBI): AR 6386 (Bergmann Family Collection), 5/5 [Hertha Bergmann an Martha Bergmann, Hornsea, 30.11.1938].
- 6 Ebd., 5/2 [Hertha Bergmann an Martha Bergmann, Hornsea, 17.1.1939].
- 7 Interview mit Mirjam Rochlin, geb. Cohn, Los Angeles, 24.3.2007.
- 8 LBI, New York, AR 6386 (Bergmann Family Collection), 1/10 [Martha und Robert Bergmann an Hertha Bergmann, o. O. [Portsmouth], 19.10.1940].
- 9 Ebd., 5/2 [Hertha Bergmann an Robert und Martha Bergmann, London, 24.10.1938].
- 10 Ebd., 5/2 [Hertha Bergmann an Martha und Robert Bergmann, London 26.10.1938].
- 11 Ebd., 5/5 [Hertha Bergmann an Robert und Martha Bergmann, Hornsea, 27.11.1938].
- 12 Nelly Wolffheim, Psychoanalyse und Kindergarten. Wien 1930, S. 8.
- 13 Archiv der IKG-Wien, Bestand Jerusalem, A/W (Fürsorge- und Wohlfahrtswesen) [Vermerk zu E. B., Wien, 7.7.1938].
- 14 AdsD, NL Bratu, Box 6 [Thea und Hugo Theiner an Ruth und Esther Theiner, (Prag), 24.7. (1939)].
- 15 Dan Bar-On, Julia Chaitin, Parenthood and the Holocaust. Paper des Shoa Resource Center. The International School for Holocaust Studies, Yad Vashem. (Search and Research. Lectures and Papers 1). Jerusalem 2001, S. 49.
- 16 LBI, New York, AR 6386 (Bergmann Family Collection), 5/8 [Martha Bergmann an Hertha Bergmann, o. O. (Wien), 26.11.1938].
- 17 AdsD, NL Bratu, Box 1 [Hugo und Thea Theiner an Esther Theiner, 22. (vermutl. August) 1939].
- 18 Ebd., [Thea und Hugo Theiner an Esther Theiner, August 1939].

## Literatur

- Almuth Bruder-Bezel, *Geschichte der Individualpsychologie*. Göttingen 1999.
- Michael Geyer, *Virtue in Despair: A Family History from the Days of the Kindertransports*. In: *History & Memory* 17/1–2 (2005), S. 323–361.
- Franz-Michael Konrad, *Kindergarten oder Kinderhaus? Montessori-Rezeption und pädagogischer Diskurs in Deutschland bis 1939*. Freiburg i. Br. 1997.
- Rebekka Göpfert, *Der jüdische Kindertransport von Deutschland nach England 1938/39*. Frankfurt am Main-New York 1997.
- William M. Reddy, *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*. Cambridge 2001.

# Eine Botschaft von Ihrer Botschaft...

- Ein aufregender Urlaub?
- Eine individuelle Reise?
- Und dann ein Krisenfall!

**Doch wie kann Ihre Botschaft Sie erreichen?**

**JETZT REGISTRIEREN!**



**reiseregistrierung.at**  
Ein Service des Außenministeriums



**EUROPA  
INTEGRATION  
ÄUSSERES**  
BUNDESMINISTERIUM  
REPUBLIK ÖSTERREICH

Bitte beachten Sie: Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung!  
Reiseinformation und Reisewarnungen des Außenministeriums finden Sie unter [www.reiseinformation.at](http://www.reiseinformation.at)  
Bei Notfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.

# Überlegungen zu Fotos von

Anne D. Peiter

HEME	Sonia	03017932	platz
HERSCHLJÓWITZ	Régine	12517932	Chenevle
HERSZKOWICZ	Eliane	08787932	La Rochelle
HEYMANN	Ellrède	75127925	Freudenturg
HIMMELBLAU	Renée	79047929	Metz
HIRSCHMANN	Bernard	25027932	Luxembourg
HIRSCHMANN	Henriette	24047949	Luxembourg
HUBERMANN	Elic	74087939	Luxemb
ISLER	David	04707939	Venicy
ISLER	Hilda	29087927	Tamora
JACOBOWITSCH	Sylvia	79057935	Paris 19
JACHIMOWICZ	Jacqueline	23077929	Metz

HEME	Sonia	03017932	platz
HERSCHLJÓWITZ	Régine	12517932	Chenevle
HERSZKOWICZ	Eliane	08787932	La Rochelle
HEYMANN	Ellrède	75127925	Freudenturg
HIMMELBLAU	Renée	79047929	Metz
HIRSCHMANN	Bernard	25027932	Luxembourg
HIRSCHMANN	Henriette	24047949	Luxembourg
HUBERMANN	Elic	74087939	Luxemb
ISLER	David	04707939	Venicy
ISLER	Hilda	29087927	Tamora
JACOBOWITSCH	Sylvia	79057935	Paris 19
JACHIMOWICZ	Jacqueline	23077929	Metz

*Auszug aus der Deportationsliste vom 6. November 1942: In dieser Liste scheint Sylvia Jacobowitsch als eines der deportierten Kinder auf.*

**E**in Kinderfoto: Zu sehen ist ein kleines, sommerlich gekleidetes Mädchen, das mit übereinandergelegten Beinen auf einer Bank sitzt. Sein Kleid ist weiß. Auch seine Schuhe sind weiß. Über ihren Rand sind oberhalb der Knöchel auf ordentliche Weise die Strümpfe geschlagen worden, die ebenfalls weiß sind. Weiß sind auch die Blumen und weiß die damenhaften, da spitzenartig durchbrochenen Handschuhe, die offensichtlich nicht dazu dienen, die Hände warmzuhalten: Es ist Sommer. Die Handschuhe sind Ausdruck der Sorgfalt, mit der die Aufnahme dieses Fotos vorbereitet wurde. Es handelt sich offenbar um ein Bild, das nicht von der Familie, sondern im Studio eines professionellen Fotografen angefertigt wurde. Die große Vase mit Blumen, die neben dem Kind aufgestellt ist, der Vorhang, der einen rechten Winkel zur Bank bildet, und nicht zuletzt die gekonnte Ausleuchtung dieses Kinderporträts

verweisen darauf, dass hier – vermutlich im Auftrag der Eltern – ebenso bedachtsam wie unter Einsatz bekannter, d.h. traditioneller visueller Elemente an der Darstellung eines Kindes gearbeitet wurde.

Ein Element dieses Fotos aber ist noch nicht erwähnt worden. In gewisser Weise handelt es sich bei dem Bild nicht um die Aufnahme eines einzelnen Mädchens, sondern um ein Doppelporträt. Auf seinen Knien hält das Kind nämlich eine Puppe – seine Puppe. Diese verrät die gleiche Sorgfalt, von der auch die Kleidung des Kindes zeugt. Die Puppe trägt ein weißes Spitzenhäubchen. Auch sie ist sommerlich gekleidet. Auch ihre Schuhe sind weiß. Ihre Wangen hingegen leuchten rot. Ebenso ihr Mund. Die Augen können sich schließen. Es ist eine schöne, große Puppe, und das kleine Mädchen hält sie, als sei sie sich ihrer Mutterrolle voll bewusst: Der linke Arm des Kindes stützt

# Veralltäglichen der Shoah

## jüdischen Kindern aus Frankreich

CC, an ou 21? (Fig. d'Historien)	Prénoms (Noms)	VEILIN
	St-Sauvant (Marian)	POITIERS
	S. Pélissier (Genevieve)	ANGOLEME
	Jenny (Charlotte)	ANGOLEME
	Joyan (Christine-Martine)	ANGOLEME
	S. Sauvart (Viviane)	POITIERS
	S. Sauvart (Viviane)	POITIERS
15 p. les Isq. d'El Médik (Viviane-Viviane)		NANCY
14 n. Chausseu	Viviane (Maise)	NANCY
14 n. Chausseu	Viviane (Maise)	NANCY
Stanchule	Julie (Sally)	LE MANS
	Morbous (Nevine)	LE MANS

Sylvia Jacobowitsch, geboren am 18. Mai 1936 in Paris, deportiert am 6. November 1942. © Alle Bilder sind dem Buch »Mémorial des enfants juifs déportés de France« von Serge Klarsfeld, Verlag Fayard, Paris 2001, entnommen.

die Puppe vom Rücken her, die rechte liegt auf ihrem Bauch, als wolle sie die Gefahr eines Sturzes ein für alle Mal abwehren. Anders als die Hände des Mädchens sind die der Puppe nackt. So ist genau zu erkennen, wie fein artikuliert die linke ist, die nach unten weist.

Insgesamt ist festzuhalten, dass der aufmerksamste, direkt in die Kamera gerichtete Blick des kleinen Mädchens seine Präsenz bis ins Heute verbürgt. Man will meinen, es sei »da«, hier und jetzt. Roland Barthes' »ça a été« – »das ist gewesen« –, die Verbürgung vergangener, im Foto gebannter Realität, scheint bestätigt.<sup>1</sup> Zugleich ist die gesamte Rahmung jedoch konventionell, sodass, im Kontrast zu dieser Präsenz, der Eindruck einer historischen Distanz entsteht. Die Aufnahme ist ein historisches Kinderfoto, eines »aus anderen Zeiten«: »Das ist gewesen« als Ausdruck von Entfernung zum Heute.



## Ausschnitte einer Wirklichkeit

In der Tat entstammt die Fotografie einer großen Sammlung, die 2001 in Serge Klarsfelds Buch »Mémorial des enfants juifs déportés de France« veröffentlicht wurde.<sup>2</sup> Es ist also kein beliebiges, wiederholbares Foto, keines, auf das andere folgen würden, sondern vielmehr ein letztes: das Bild eines Kindes, Opfer der Deportationen, in Auschwitz ermordet. Bei dem Kind handelt es sich um Sylvia Jacobowitsch, geboren am 18. Mai 1936 in Paris.<sup>3</sup> Sie wohnte in Tuffé und wurde am 6. November 1942 deportiert. Ihr Bild ist »nur« eines – Klarsfelds Buch enthält insgesamt über 1.800 Fotos von aus Frankreich deportierten Kindern. Sie wurden von überlebenden Familienangehörigen und Freunden für die Publikation zur Verfügung gestellt

HEINE	Sonia	13/01/1932	Paris
HERSCHL KÖWITZ	Régine	18/01/1934	Strasbourg
HERSZKOWICZ	Eliane	28/12/1930	La Rochelle
HEYMANN	Elfride	18/01/1925	Frankfurt
HITANELBLAU	Renée	16/04/1929	Paris
HIRSCHMANN	Bernard	26/02/1930	Frankfurt
HIRSCHMANN	Herrliete	24/01/1919	Frankfurt
HÜBERMANN	Elié	14/02/1928	Frankfurt
ISLER	David	04/01/1935	Frankfurt
ISLER	Hilva	26/02/1934	Frankfurt
JACOBOWITSCH	Sylvia	18/05/1936	Paris 15
JACHIMOWICZ	Jacqueline	25/07/1925	Paris

Rechte Seite: Francine Beirach, viereinhalb Jahre, geboren in Paris, wahrscheinlich alleine deportiert, ihre Eltern wurden am 5. August 1942 deportiert, Francine scheint auf dieser Liste nicht auf.

und erlauben es, den Opfern – die im Moment ihrer Deportation im Alter zwischen dem ersten und dem achtzehnten Lebensjahr standen – ein Gesicht zu geben. Rückblickend wirken die Bilder wie Ausschnitte aus einer Wirklichkeit, die noch ganz der »Normalität« verhaftet war oder vielleicht auch: zu sein versuchte – und dies, obwohl – oder vielleicht auch: weil? – Verhaftung und Deportation in vielen Fällen unmittelbar bevorstanden.

Das Furchtbare an dem Foto Sylvia Jacobowitschs besteht also nicht allein darin, dass es das letzte ist, sondern auch darin, dass es, bei all seiner Schönheit, so »alltäglich« ist. Alltäglich aber ist nicht, was

in Klarsfelds Buch den Fotos vorausgeht: Durch eine langjährige, überaus schwierige Sammlungs- und Vergleichsarbeit in den unterschiedlichsten Archiven ist es dem Historiker gelungen, die Namen, Geburtsdaten, Adressen und Lager, von denen aus die Deportation der jeweiligen Kinder erfolgte, zu rekonstruieren – Kind für Kind, Zug für Zug. Die Namenslisten umfassen nahezu vierhundert Seiten. Etwa 11.000 Kinder konnten durch Klarsfelds Recherchen wenigstens mit diesen wenigen Daten eine Präsenz in einem Gedenkbuch zurückgewinnen, das in der Tradition der jüdischen Memorbücher steht.

Doch mit dem Hinweis auf die Massenhaftigkeit der Tötung jüdischer Kinder sind wir paradoxerweise wieder beim Begriff »Alltag«. Dieser Begriff scheint unangemessen angesichts des Ungeheuerlichen, das den jüdischen

CONVOI N° 42 du 6 Novembre 1942					
NOM	Person	Date. An. de naissance	Dernière adresse de domicile connu	Centre de rassemblement	
ALBERT	Jeanette	11/01/1921	Strasbourg	41, r. Victor Hugo - Cannes (Seine)	DRANCY
ALBERTINI	Silvia	21/10/1922	Paris	35, r. Jean Cocteau - Paris (Seine)	DRANCY
BACH	Ida	11/01/1922	Paris	Mont. Pasteur et Lenoir - ANGERS	
BASCALLES	Berthe	04/11/1922	Paris	Chateaux St. et Marais - MELUN	
BESLICKTER	Lucie	21/01/1924	Paris 12	67, r. Garibaldi - PONTYVAULT	
BERNER	Norman	01/01/1924	Paris 12	113, r. de Strasbourg - Paris 12	DRANCY
BERNER	Joseph	02/01/1924	Paris 12	234, Bd. Saint-Antoine - Paris 12	DRANCY
BERNSTEIN	Salomon	20/02/1922	Strasbourg	113, r. de Strasbourg - Nord-Ouest-Seine	PONTYVAULT
BERNSTEIN	Sandra	22/10/1924	Strasbourg	113, r. de Strasbourg - Nord-Ouest-Seine	PONTYVAULT
BERNSTEIN	Yvonne	10/07/1921	Strasbourg	113, r. de Strasbourg - Nord-Ouest-Seine	PONTYVAULT
BIKART	Hélène	20/01/1928	Strasbourg	78, r. des Armateurs - Gray (S. et Marne)	MELUN
BLARES	Jacques	20/01/1928	Compiègne	Compiègne-Bou. (Seine-Maritime)	ROUEN
BOBULESCO	Rodolphe	20/01/1928	Compiègne	54, r. Napoléon - Compiègne (Seine-Maritime)	ROUEN
BONNEN	Rudolph	10/07/1922	Paris	25, r. des Grands - Arrondissement	ALINCOURT
BORNAN	Hélène	10/07/1922	Paris	38, r. de la République - Arrondissement	DRANCY
BROUWER	Frida	10/01/1922	Amsterdam	11, r. de la République - Arrondissement	LE CHATELAIN
BUCHWALD	Chaja	20/01/1922	Strasbourg	38, r. de la République - Arrondissement	DRANCY
BUCHWALD	Danielle	10/01/1924	Strasbourg	38, r. de la République - Arrondissement	DRANCY
BULLA	Richard	20/01/1922	Strasbourg	Tulle (Seine)	LE BARS
CHLEBENS	Julia	20/01/1922	Strasbourg	Tulle (Seine)	LE BARS
CHLEBENS	Marc	20/01/1922	Strasbourg	Tulle (Seine)	LE BARS

Kindern geschah. Wie möchte ich den Titel meines Beitrags rechtfertigen? Ist es nicht gerade wichtig, das Singuläre, Einzigartige, ganz und gar nicht Alltägliche hervorzuheben?

In der Tat: Es ist notwendig, sich vor Augen zu halten, dass die Kinder, die wir auf den Fotos vor uns sehen, mit Zügen in den Tod geschickt wurden, vollkommen wehrlos, vollkommen sinnlos. Dan Diner argumentiert daher, der Holocaust stehe als eine bloße Vernichtung jenseits von Krieg, Konflikt und Gegnerschaft. Weder gilt es durch Gewalt einen Willen zu brechen noch etwas zu erzwingen. Der Vernichtungstod ist im Kern grundloser Tod.<sup>4</sup> Hinzu kommt, dass viele Kinder aus Frankreich – darunter selbst die Jüngsten – zuvor bewusst von ihren Müttern getrennt wurden, d.h. allein reisten, unter Bedingungen, die so furchtbar waren, dass sie nicht näher geschildert werden müssen. Es gibt Berichte von Erwachsenen, die versuchten, sich während

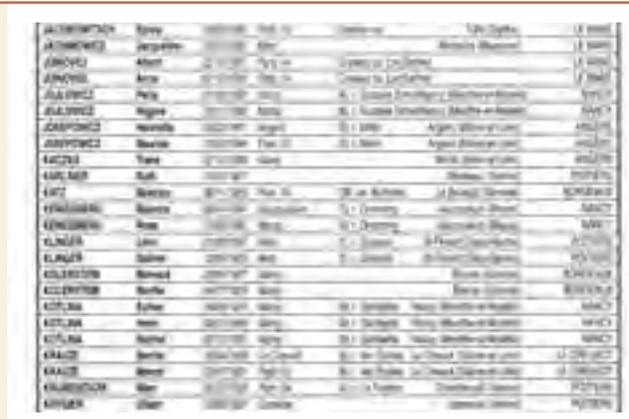
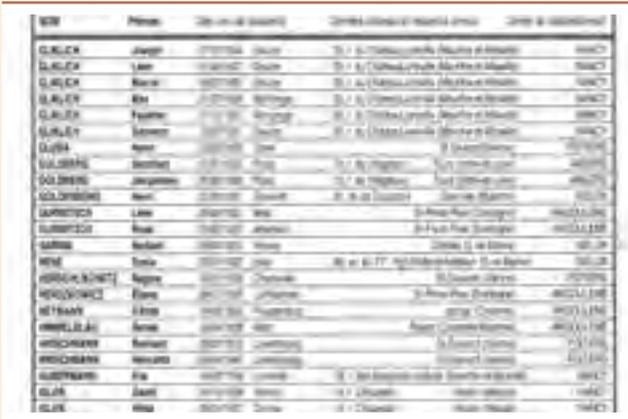


*Wenn man die eine Stufe hinter sich gebracht hat, sie hinter sich weiß, kommt bereits die nächste. Wenn man dann alles weiß, hat man auch alles begriffen. Und indes man alles begreift, bleibt man ja nicht untätig: schon erledigt man die neuen Dinge, man lebt, man handelt, man bewegt sich, erfüllt die immer neuen Forderungen einer jeden neuen Stufe. Gäbe es jedoch diese Abfolge in der Zeit nicht und würde sich das ganze Wissen gleich dort auf der Stelle über uns ergießen, so hielte es unser Kopf vielleicht gar nicht aus.<sup>7</sup>*

So aber hätten die Jüdinnen und Juden eben immer wieder versucht, sich anzupassen, auf diese Weise gewissermaßen »Alltag« bewahrend. Auch der Historiker Raul Hilberg, der im Moment der Machtüberlassung an Hitler noch ein Kind war, dem aber rechtzeitig die Flucht aus Österreich in Richtung Vereinigte Staaten

*Der einzelne Volksangehörige kann in diesem Kriege mit Schrecken feststellen, was sich ihm gelegentlich schon in Friedenszeiten aufdrängen wollte, dass der Staat dem Einzelnen den Gebrauch des Unrechts untersagt hat, nicht weil er es abschaffen, sondern weil er es monopolisieren will wie Salz und Tabak.<sup>8</sup>*

Dieser Satz bringt die erste mögliche Perspektive, die bei der Untersuchung von Gewalt eingenommen werden kann, zum Ausdruck: die für das Außer-Gewöhnliche, die sich für Gewalt und Schrecken als Zerstörer von Alltag interessiert. Die entgegengesetzte und zugleich doch auch komplementäre Perspektive geht von der Einsicht aus, dass Menschen ein gewisses Maß an »Normalität« brauchen, um psychisch stabil und somit handlungsfähig zu bleiben. Im Kontext der seit Mai 1940 einsetzenden Verfolgung der jüdischen



von Amerika gelang, insistiert darauf, dass die Forschung eine Abkehr von einer bestimmten Perspektive wagen müsse. Wichtig ist nicht allein, zu untersuchen, wie das ganz und gar Unalltägliche, Außer-Gewöhnliche in den Alltag von Menschen einbrach, wie es ihn aushebelte, zerstörte – sondern ebenso wichtig ist die Frage, inwieweit Menschen (und zwar Opfer wie Täter wie Zuschauer), die schon mitten im Außer-Gewöhnlichen steckten, immer wieder versuchten, wenigstens Momente von Alltag im Kontext des Unalltäglichen herzustellen. Als die Schrecken der ersten großen Katastrophe des *zerfurchten Zwanzigsten Jahrhunderts* (Dan Diner) keinem mehr verborgen bleiben konnten, als, mit anderen Worten, der Erste Weltkrieg weit über die eigentlichen militärischen Ereignisse hinaus auf die »Heimatfront« einwirkte, schrieb Sigmund Freud mit ernüchterndem Sarkasmus:

Bevölkerung in Frankreich frappiert, so hatten wir gesehen, mit welcher Selbstverständlichkeit bestimmte Accessoires und Bildelemente in die Aufnahme Sylvia Jacobowitschs – als ein Beispiel unter vielen anderen – Eingang gefunden haben. Oder anders gesagt: Man »sieht« dem Foto so gar nichts »an«. Man sieht das Ergebnis eines geradezu festlich-schönen, ernsthaft bedeutungsvollen Moments beim Fotografen als Ausdruck eines Alltags, der offenbar noch nicht vollständig durchdrungen war von der immanenten Gefahr, die die ganze Familie umgab. Das Mädchen sah in die Kamera, behandschuh und mit weißen Strümpfen, die Puppe im Arm, als wäre ihr Alltag von niemandem bedroht. Doch das Kind? Dieses und andere? Empanden sie die gleiche Selbstverständlichkeit, als sie vor der Kamera posierten?

## Wahrnehmung von Alltag

Ruth Klüger, die in Wien aufwuchs und beim »Anschluss« Österreichs sieben Jahre alt war, stellt die These auf, dass viele Erwachsene das Bedürfnis hätten, *das Erlebnisvermögen der Kinder in Frage zu stellen*.<sup>9</sup> In Wirklichkeit sei es aber so gewesen, dass Kinder oft besser verstanden, was um sie herum vorging, als die Erwachsenen selbst. Nachdem sie beim Besuch eines Kinos von »arischen« Nachbarkindern erkannt und bedroht worden sei, habe ihre Mutter sie zu beruhigen versucht. Das sei noch nicht das Ärgste gewesen. Ruth Klüger aber besteht darauf, dass sie, während auf der Leinwand »Schneewittchen« lief, Todesangst empfunden habe. Nur habe sie die Erkenntnis, die ihr die Zeit im Kino ermöglicht habe und die sich kurze Zeit später als voll-

zu sehen und zu verstehen, was »normal« ist und was nicht. Sie sind also möglicherweise offener als die Erwachsenen für das Gefühl, etwas stimme nicht, etwas sei in ihren Alltag nicht integrierbar oder genauer: dürfe in ihren Alltag nicht integriert werden. Es ist möglicherweise so, dass nicht allein die Fähigkeit, die Übersicht über politische Entwicklungen zu behalten, eine realistische Einschätzung von Gefahren ermöglichte. Zu bedenken ist auch, dass von Kindern Erlebnisse, die aus ihrem Alltag »herausfielen«, besser und realistischer auf die Ereignisse im Großen übertragen wurden. Kinder sind, mit anderen Worten, als bewusst wahrnehmende Subjekte von Geschichte (und nicht nur als passiv Erleidende) anzusprechen. Das erscheint auch wichtig für das »Danach« der wenigen Kinder, denen es gelang, der Vernichtung zu entkommen.

kommen berechtigt erweisen sollte, den Erwachsenen nicht vermitteln können: *Dass meine Erwachsenen selbst nicht ein noch aus wussten und dass ich schneller lernte als sie, begriff ich natürlich nicht, oder war erst im Begriff, es zu begreifen*.<sup>10</sup>

Wenn man von dieser These ausgeht, – Kinder lernen schneller als Erwachsene und zwar auch in Bezug auf das »Verschwinden« von Alltag im Kontext der sich anbahnenden nationalsozialistischen Gewalt – stellt sich die Frage nach der Wahrnehmung von Alltag insgesamt neu. Ist es nicht möglich, dass Kinder das Problem leichter zu erkennen vermochten? Das Problem nämlich, dass mit dem mühsamen Versuch, der Katastrophe »Alltag« abzurufen, »Normalität« aufrechtzuerhalten um jeden Preis, Gefahren verkannt wurden? Kinder sind (mit Unterschieden, die von ihrem jeweiligen Alter abhängen) stets noch dabei, sich die Welt be-greiflich zu machen,

*Kindern, die Pogromen und anderen Katastrophen entkommen sind, hat man oft untersagt, diese Erfahrungen zu verarbeiten, und sie dazu angehalten, sich wie »normale« Kinder zu benehmen. Man tut das zum Besten der Kinder, die nicht über »diese Dinge« sprechen sollen. Die verarbeiten ihre Traumata oft in erfundenen Spielen, die sie vor den Erwachsenen geheimhalten*.<sup>11</sup>

Die Schwierigkeit von Kindern, im Kontakt zu ihren Eltern zur Kommunikation zu finden, betrifft, so die These, sowohl die Zeit der Verfolgung selbst als auch das »Weiter leben« (so der Titel von Klügers Autobiographie). Der so gar nicht alltägliche »Alltag« von jüdischen Kindern erweist sich im Rückblick als Produkt eines »Weltvertrauens« (Jean Améry), von dem, Klüger zufolge, vor allen Dingen die Erwachsenen – aber auch Kinder, die nur um wenig älter waren als sie selbst<sup>12</sup> – nicht rechtzeitig Abstand zu nehmen vermochten.

Und noch eine weitere Entwicklung ist wichtig: Das, was man die »Veralltäglicdung« einer Verfolgung nennen könnte, die sich als tödlich erweisen sollte, betrifft nicht nur die Zeit vor der Deportation, sondern auf schwer zu beschreibende Weise auch das Leben in den Lagern selbst. Kinder hatten, wie bekannt, praktisch keine Chance, in Auschwitz überhaupt ins Lager zu kommen: Sie wurden schon an der Rampe »selektiert« und gleich darauf vergast.<sup>13</sup> Das bedeutet, dass es vor allen Dingen Zeugnisse von Jugendlichen und Erwachsenen über das gibt, was in Auschwitz »Alltag« und »Normalität« sein konnte.

*rosa Plüschbären mit einem Seidenband um den Hals. »Guck«, sagte Madeleine zu mir, »guck! Ein Bär! Ein kleiner Kinderbär!« Und ihre Stimme wurde brüchig. Ich betrachtete den Plüschbären. Es war furchtbar.<sup>14</sup>*

Die Leserschaft weiß, worin das Furchtbare besteht: Das Geschenk als Geste, die »Alltag« herzustellen versucht, setzt voraus, dass das ganz und gar Nicht-Alltägliche, das der Gabe vorausging, ausgeblendet bleibt: Es muss ein Kind gegeben haben, dem dieser Bär zuvor gehörte. Doch diese versuchte Ausblendung funktioniert nicht. Erinnerungen setzen ein.

## Alltag und Normalität

Charlotte Delbo, eine Nicht-Jüdin, kam nach ihrer Verhaftung – sie war Mitglied der französischen Résistance – nach Auschwitz. In ihrer autobiographisch angelegten und zugleich doch zu einem kollektiven, multiperspektivischen Zeugnis verdichtenden Trilogie »Auschwitz et après« entwirft sie das Bild eines privilegierten Kommandos von katholischen (meist polnischen) Frauen, die alles daran setzten, um »normal« Weihnachten zu feiern. Die Vorbereitungen, die getroffen wurden, werden im Detail geschildert, ebenso das Festmahl. Doch dann erfolgt der Einbruch des »Außer-Gewöhnlichen«. Zur »Normalität« gehören Geschenke. Doch gerade der Umstand, dass Geschenke unabdingbar sind, lassen die Fröhlichkeit, die zunächst als Ausdruck des Willens zur Selbstbehauptung gewertet werden konnte, in ihr Gegenteil zurückfallen. Eines der Geschenke zieht die Aufmerksamkeit der Erzählinstanz immer stärker auf sich: *Am anderen Ende des Tisches streichelte ein junges Mädchen einen kleinen Bären, den sie bekommen hatte. Einen*

*Eines Morgens, als wir auf dem Weg zu den Feldern in der Nähe des Bahnhofs vorbeikamen, wurde unsere Kolonne von der Ankunft eines Zugs mit Juden aufgehalten. Die Menschen stiegen aus den Viehwaggons, stellten sich auf dem Bahnsteig auf, so wie es die schreienden Befehle der SS verlangten. In der ersten Reihe stand ein kleines Mädchen. Sie hatte ihre Puppe behalten, die sie an sich drückte. Auf diese Weise also kam eine Puppe, auf diese Weise kam ein Plüschbär nach Auschwitz. In den Armen eines kleinen Mädchens, das sein Spielzeug, zusammen mit der ordentlich gefalteten Kleidung, neben dem Eingang zu den Duschen lassen würde. Ein Häftling des Himmelfahrtskommandos, wie man diejenigen nannte, die in den Krematorien arbeiteten, hatte es in den Kleiderhaufen im Vorraum der Dusche gefunden und gegen Zwiebeln getauscht.<sup>15</sup>*

Dieser Text bedarf keines weiteren Kommentars. Aber er führt uns zurück zu Klarsfeld Fotosammlung. Zu sehen ist ein kleines Mädchen namens Francine Beirach, die in Paris geboren wurde. Auch sie hat einen Bären auf dem Arm, offenbar einen handgemachten. Wie Sylvia Jacobowitsch hält sie diesen behutsam im Arm.

Francine wurde zusammen mit ihren Eltern im Zuge der »rafle du Vel' d'Hiv«, der »Razzia des Wintervelodroms«, verhaftet. Die Eltern wurden am 5. August 1942 deportiert. Von Francine selbst fehlt auf den Listen jede Spur. Es ist möglich, dass sie zu den Kindern gehört hat, die zu jung waren, um ihren Namen angeben zu können. Sie ist also vermutlich allein deportiert worden, ohne dass sich ihre Spur rekonstruieren ließe. Was bleibt, ist allein das Foto von ihr und ihrem Bären. □

qu'ils traversent est stigmatisée en eux. Ils ont tout compris, comme des grands. Certains ont des petits frères et sœurs et s'en occupent admirablement, ils ont compris leurs responsabilités. Ils nous montrent ce qu'ils ont de plus précieux: la photo de leur père et de leur maman que celle-ci leur a donnée au moment de la séparation.» Übersetzung ins Deutsche von A.P.

- 6 Diner, *Gedächtnisse*, S. 17.
- 7 Imre Kertész, *Roman eines Schicksallosen*. Reinbeck bei Hamburg 2002, S. 272–273.
- 8 Sigmund Freud, *Zeitgemässes über Krieg und Tod*. In: Ders., *Studienausgabe*, Bd. IX (*Fragen der Gesellschaft; Ursprünge der Religion*). Frankfurt/Main 1916/2000, S. 33–60 und S. 39.
- 9 Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen 1994, S. 74.
- 10 Ebd., S. 49.
- 11 Ebd., S. 73.
- 12 »Alle, die nur ein paar Jahre älter waren, haben ein anderes Wien erlebt als ich, die schon mit sieben auf keiner Parkbank sitzen und sich dafür zum auserwählten Volk zählen durfte. Wien ist die Stadt, aus der mir die

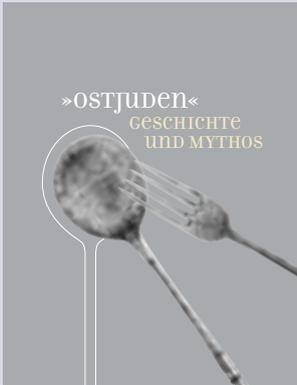
Seite 24–28: Vollständige Deportationsliste des Transports Nr. 42 vom 6. November 1942.

**Anmerkungen**

- 1 Roland Barthes, *La chambre claire*. In: Ders., *Œuvres complètes*, Bd. V (1977–1980). Paris 2002, S. 785–894, Zitat S. 880.
- 2 Das Buch erschien in Paris im Verlag Fayard. Ich möchte Serge und Beate Klarsfeld für die Genehmigung, die Fotos und die Liste abdrucken zu dürfen, herzlich danken.
- 3 Das Mädchen scheint – so legt ihr Nachname nahe – zu den jüdischen Familien aus Osteuropa gehört zu haben. Ihr Anteil – besonders von Jüdinnen und Juden aus Polen – war in Frankreich sehr hoch. Zu Beginn des Jahrhunderts gab es in Frankreich 90.000 Juden; 1935 hatte ihre Zahl 260.000 erreicht. Am Vorabend des Krieges war die jüdische Bevölkerung auf etwa 300.000 angewachsen, davon zwei Drittel in Paris. Die detailliertesten Judentzählungen wurden später von der Vichy-Regierung und von den Deutschen in den besetzten Gebieten durchgeführt, natürlich in Übereinstimmung mit ihrer eigenen Definition dessen, wer Jude war. Dennoch liefern die Ergebnisse ein mehr oder weniger präzises Bild der Situation unmittelbar vor dem Kriege. Mitte 1939 war von der jüdischen Bevölkerung in Paris etwa die Hälfte Franzosen und die Hälfte Ausländer. Doch selbst von den französischen Juden war nur die Hälfte in Frankreich geboren. In der Region Paris waren 80 Prozent der ausländischen Juden osteuropäischer Herkunft, die Hälfte davon kam aus Polen. Saul Friedländer, *Das Dritte Reich und die Juden*. München 1998, S. 240. Diese Angaben bestätigen sich beim Blick auf die Geburtsorte und Namen vieler Kinder, deren Fotos in Klarsfelds Buch Eingang gefunden haben.
- 4 Dan Diner, *Gegenläufige Gedächtnisse. Über Geltung und Wirkung des Holocaust*. Göttingen 2002, S. 81.
- 5 Zeugnis von Odette Daltroff-Baticle in: Klarsfeld, *Mémorial*, S. 64. Der französische Originaltext lautet: »Jamais nous n'oublierons les visages de ces enfants: sans cesse, ils défilent devant mes yeux. Ils sont graves, profonds et, ceci est extraordinaire, dans ces petites figures, l'horreur des jours

- Flucht nicht gelang. Dieses Wien, aus dem mir die Flucht nicht geglückt ist, war ein Gefängnis, mein erstes, in dem ewig von Flucht, das heißt vom Auswandern, die Rede war. Ich sah uns sozusagen immer auf dem Sprung und im Begriff abzureisen, mit gepackten Koffern eher als für die nächsten Jahre gemütlich eingerichtet.« Ebd., S. 19.
- 13 Viele Überlebende haben Zeugnis abgelegt, wie sie, weil sie noch Kinder waren, nur durch die Angabe eines höheren Alters bei den Selektionen an der Rampe von Auschwitz den Gaskammern entgingen. Als Beispiele seien genannt: Elie Wiesel, *La nuit*. Paris 2007, S. 74–75; Imre Kertész, *Roman eines Schicksallosen*. Berlin 2002, S. 90 und S. 98. Ruth Klüger wurde zwar ohne vorhergehende Selektion ins Lager aufgenommen, entkam diesem aber wiederum nur, weil sie ihr Alter bei der Suche nach Häftlingen, die in ein anderes Lager verlegt werden sollten, hinaufsetzte. Klüger, *weiter leben*, S. 133–134.
  - 14 »Au bout de la table, une jeune fille caressait un petit ours qu'elle avait reçu. Un ours de peluche rose avec une faveur au cou. »Regarde, me dit Madeleine, regarde ! C'est un nounours ! Un nounours d'enfant. Et sa voix s'altéra. Je regardai l'ours de peluche. C'était terrible.« Charlotte Delbo, *Auschwitz et après*, Bd. 2 (*Une connaissance inutile*). Paris 1970, S. 86. Übersetzung ins Deutsche von A.P.
  - 15 Der französische Originaltext lautet: »Un matin que nous passions près de la gare pour aller aux champs, notre colonne avait été arrêtée par l'arrivée d'un convoi de juifs. Les gens descendaient des wagons à bestiaux, se rangeaient sur le quai aux ordres que hurlaient les SS. Au premier rang, donnant la main à sa mère, une petite fille. Elle avait gardé sa poupée qu'elle serrait contre elle. Voilà comment une poupée, comment un ours en peluche arrivaient à Auschwitz. Dans les bras d'une petite fille qui laisserait son jouet avec ses vêtements bien pliés, à l'entrée de la douche. Un prisonnier du commando du ciel, comme on nommait ceux qui travaillent aux crématoires, l'avait trouvé parmi les vêtements entassés dans l'antichambre de la douche et échangé contre des oignons.« Delbo, *Connaissance*, S. 87. Übersetzung ins Deutsche von A.P.

# Publikationen



## »Ostjuden« – Geschichte und Mythos

Hrsg. von Philipp Mettauer und Barbara Staudinger  
Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte  
Österreichs 1 | Studienverlag, Innsbruck-Wien-Bozen  
2014 | ISBN 978-3-7065-5411-4 | Erscheint im Herbst  
2014 | 24,90 Euro; auch als E-Book erhältlich



**Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis.** Hrsg. von Philipp Mettauer  
Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte  
Österreichs 2 | Studienverlag, Innsbruck-Wien-Bozen  
2015 | ISBN 978-3-7065-5414-5 | Erscheint im Früh-  
jahr 2015 | 29,90 Euro; auch als E-Book erhältlich



Vorarlberg ist ein weltoffenes, kunstsinniges Land im äußersten Westen Österreichs. Alpenidylle und pulsierendes Kulturzentrum zugleich. Anregend und bewegungsfreudig.

Hier faszinieren die Landschaften mit großem Variantenreichtum – sanft zeigt sich das Land an den Ufern des Bodensees, eindrucksvoll alpin in der Bergwelt von Arlberg, Silvretta und Rätikon. Ein reizvolles Wechselspiel von weiten Tälern, imposanten Bergen, lebendigen Kleinstädten und malerischen Bergdörfern, noch dazu auf so angenehm überschaubarem Raum.

Vorarlberg lädt seine Besucher ein, Neues zu entdecken, Neues auszuprobieren und ganz besondere Momente zu erleben. Bei den zahlreichen hochkarätigen Kulturveranstaltungen, wie den Bregenzer Festspielen oder der Schubertiade. Bei der Auseinandersetzung mit der überraschend modernen (Holz-) Architektur. Beim Genießen der kreativ-regionalen Küche in den vielen ausgezeichneten Restaurants und Wirtshäusern oder bei inspirierenden Ausflügen in der Natur. Denn in Vorarlberg führen die Wanderwege nicht einfach nur auf Berge hinauf. Viele Wege erzählen Wissenswertes über die Geschichte, die Natur und die Lebenskunst.

**Vorarlberg Tourismus: Postfach 99, 6850 Dornbirn**  
Tel. + 43 (0)5572 / 377033-0, F 377033-5  
info@vorarlberg.travel | www.vorarlberg.travel

# Vorarlberg entdecken

## Dauerausstellung

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Jüdische Museum Hohenems den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dauerausstellung und Sonderschauen thematisieren Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides, Videoterminals und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

## Öffnungszeiten Museum und Café

**Di–So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr**

Jüdisches Museum Hohenems

Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems

Telefon +43 05576 73989-0

office@jm-hohenems.at | www.jm-hohenems.at

## Sonderausstellung

### Die ersten Europäer

Habsburger und andere Juden – eine Welt vor 1914

**25. März bis 5. Oktober 2014**

Hundert Jahre nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs steckt Europa erneut in einer tiefen Krise. Das Jüdische Museum Hohenems blickt zurück auf die Lebenswelt der »Habsburger Juden« und ihre Erfahrungen, ihre transnationalen Netzwerke, ihre Mobilität, ihre Hoffnungen auf eine europäische Einigung und ihre Illusionen über das habsburgische Vielvölkerreich. Die Ausstellung präsentiert kostbare Leihgaben aus Museen und Sammlungen in Europa und den USA. Sie erzählt von Kaufleuten und Lastenträgern, Erfindern und verkauften »Bräuten«, Künstlern und Salondamen, Hausiererinnen und Gelehrten, Spionen und Patrioten.

*Linke Seite: Bregenzerwald, Blick auf Gropper und Kammern © Foto: Popp & Hackner/Vorarlberg Tourismus*



Jüdisches Museum, Hohenems  
© Foto: Dietmar Walsler/Jüdisches Museum Hohenems



Tora-Krone/Keter, Wien um 1855 © Sammlung Ariel Muzicant, Wien

# Die Rettung jüdischer Kinder

Merethe Aagaard Jensen

*Es ist furchtbar für ein zwölfjähriges Kind, an alles selbst denken zu müssen: Wie lange reichen die Marken? Neue kann ich nicht kaufen! Wann muss ich wieder Wäsche waschen? Usw. Manchmal muss ich denken: Es geht nicht mehr, ich bin ja nur ein Kind. Dann wieder hab ich ein starkes Verantwortungsgefühl in mir, das mir sagt: Du musst! Denn sobald ein Kind an alles allein denken muss, ist es kein Kind mehr! Ich hab so schreckliche Angst um die Eltern und auch um Omi und Adelchen und Berterl und alle anderen Lieben, die noch in Deutschland sind.<sup>1</sup>*

Dies schrieb Daisy Koeb am 15. Mai 1939 in einem Brief an einen Verwandten. Kurz zuvor war sie von Wien mit einem von der Israelitischen Kultusgemeinde Wien organisierten Kindertransport nach Schweden gekommen, wo sie in Göteborg in einem Kinder-Flüchtlingsheim für Mädchen wohnte. Die Heimleiterin, Marianne Hönig, war selbst ein Flüchtling aus Wien.

## Kinder, viel zu früh erwachsen

Das abrupte Ende der Kindheit, das in diesem Zitat beschrieben wird, hatte für jüdische Kinder schon in Österreich ihren Anfang genommen. Ab März 1938 wurden sie aus den Schulen verwiesen, sie verloren von einem Tag auf den anderen ihre nicht-jüdischen Freunde und sie waren, wie die Erwachsenen, in der Öffentlichkeit sowohl mit physischer als auch psychischer Gewalt konfrontiert. Außerdem erlebten sie, dass die Eltern sie über Nacht nur mehr begrenzt schützen und ihnen helfen konnten. Die älteren Kinder und die Jugendlichen waren in vielen Fällen imstande, die neue Situation und die Notwendigkeit einer Flucht besser

einzuschätzen als ihre Eltern, die mit ihren Erfahrungen am Ende waren und sich an das vertraute Leben in Österreich klammerten. Meine Dissertation an der Universität Wien widmet sich den minderjährigen jüdischen Flüchtlingen aus Österreich in Skandinavien. Dies ist auch Thema des wissenschaftlichen Teils des Sparkling Science Projekts »Das Ende (m)einer Kindheit? Kindertransporte zur Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher aus Österreich 1938–1941« des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs.

Aus den bisherigen Forschungsergebnissen über die Anzahl der Kinder und deren Verteilung nach Aufnahmeländern geht Folgendes hervor:

- 20 Kinder zwischen sieben und neun Jahren kamen mit Hilfe der IKG Wien im Sommer 1938 nach Norwegen. Im Herbst 1939 gelang es der »Nansen-Hilfe«, 37 jüdische oder getaufte Kinder jüdischer Herkunft aus Prag und Bratislava – einige davon stammten aus Österreich – einen vorübergehenden Aufenthalt in Norwegen zu ermöglichen.
- 80 ältere Kinder zwischen 13 und 16 Jahren kamen vom Sommer 1939 bis März 1940 über die Jugendalijah nach Dänemark.
- Rund 90 Kinder zwischen einem und 16 Jahren kamen mit Hilfe der IKG und über 40 durch die Jugendalijah im Verlauf des Jahres 1939 nach Schweden. 1939 gelangten zudem rund 100 Jungen und Mädchen, die achtzehn Jahre oder jünger waren, mit Hilfe der »Schwedischen Israelmission« in dieses Land.

Sie alle gehörten zu einer Gruppe von rund 1000 jüdischen Kindern, die ohne Eltern in Skandinavien für eine kürzere oder längere Zeit den nationalsozialistischen Verfolgungen entkommen konnten bzw. sie überlebten.

## aus Österreich nach Skandinavien 1938–1940



*Auf der Rückseite dieses Bildes aus dem Jahr 1940 steht: »Die Wienergruppe in der Schule«. Die ältere Frau rechts ist »Tante Anna«, die lokale Betreuerin in der Stadt Nyborg. In ihrem Haus fand der Unterricht dieser Gruppe von Kindern statt. © Nyborg Lokalgeschichtliches Archiv, Dänemark*

### »Kinder ohne Eltern sind viel schlimmer als Kinder und Eltern«

Dies sagte der norwegische Justizminister Trygve Lie bei einer Sitzung mit Beamten und Repräsentanten einer Hilfsorganisation wenige Tage nach dem Novemberpogrom 1938. Aus einem Referat einer Konferenz über die Flüchtlingsprobleme in Skandinavien geht hervor, dass hinter dieser Sichtweise der Entscheidungsträger die Befürchtung stand, die Flüchtlingskinder nicht wieder loszuwerden.<sup>2</sup> Deswegen wurden die sogenannten »Transit-Emigranten«, die beabsichtigten in absehbarer Zeit weiter zu emigrieren, bevorzugt. Eine zusätzliche Voraussetzung war, dass die Flüchtlinge den Staaten nicht zur Last fallen sollten. Deshalb wurde die Rettung jüdischer Kinder aus Österreich in Skandinavien von

Hilfsorganisationen und Privatpersonen durchgeführt, die für die Kinder bürgten sowie für ihren Lebensunterhalt sorgten. Dies waren vor allem die jüdischen Gemeinden, die Jugendalijah, die »Women's International League for Peace and Freedom«, die »Nansen-Hilfe« sowie die »Schwedische Israelmission«.

### Nur auf Sommerfrische

Bereits im April 1938 schickte der norwegische Rechtsanwalt Leo Hersson, Mitglied des neu gegründeten »Komitees der Wienerkinder«, einen Vorschlag nach Wien, in welchem er einer kleinen Gruppe von notleidenden, aber körperlich gesunden jüdischen Kindern aus Österreich einen Sommeraufenthalt in Norwegen anbot. Das Angebot wurde von der IKG angenommen, und am

Abend des 13. Juni 1938 reisten 20 Kinder mit der Bahn nach Norwegen. Die ersten Monate verbrachten sie in einem Ferienheim der Jüdischen Jugendvereinigung im Osloer Vorort Bærum. Ursprünglich war der Aufenthalt, der durch Spenden finanziert wurde, nur bis Anfang September 1938 geplant. Die Bemühungen, den Aufenthalt zu verlängern, scheiterten beinahe, da erst am Tag vor der geplanten Rückreise eine Verlängerung der Pässe sowie des Aufenthalts in Norwegen erwirkt werden konnte.

Auf Wunsch der Eltern kehrten vier dieser Kinder im selben Jahr nach Wien zurück. Zweien von ihnen gelang es später nicht, mit ihren Eltern zu emigrieren. Sie wurden Opfer des Holocaust. Die Eltern der verbliebenen Kinder erlaubten, dass ihr Kind noch einige Zeit in Norwegen verbleibt, wie es in den Einverständniserklärungen hieß. Als Übergangslösung wurden sie bei jüdischen Pflegefamilien in Oslo und Umgebung untergebracht. Drei der Kinder gelang die Emigration nach Australien und in die USA, eines blieb bei seiner Pflegefamilie. Die übrigen wurden Ende des Jahres 1938 in einem jüdischen Kinderheim in Oslo untergebracht.<sup>3</sup>



### »Nansen-Hilfe für Staatsrechtslose«<sup>4</sup>

Die »Nansen-Hilfe« wurde 1937 auf Initiative des Germanistik-Professors Fredrik Paasche gegründet, der dem Sohn des Polarforschers und Humanisten Fridtjof Nansen die Gründung einer Hilfsorganisation vorgeschlagen hatte. Die finanziellen Mittel der Einrichtung wurden durch Gelder des norwegischen Parlaments, den Verkauf von Nansen-Briefmarken, Kunstauktionen und Kulturveranstaltungen aufgebracht. Bis zum März 1938 wurden die Mittel der »Nansen-Hilfe« vor allem für Lebensmittel, Kleidung und finanzielle Hilfe für jüdische Flüchtlinge in Wien verwendet, später für Flüchtlinge in Prag und schließlich für die Hilfsarbeit in Norwegen. Im Herbst 1939 gelang es der »Nansen-Hilfe«, 37 mehrheitlich jüdischen Kindern und Jugendlichen aus Prag und Bratislava, ein Teil von ihnen stammte ursprünglich aus Österreich, einen vorübergehenden Aufenthalt in Norwegen zu ermöglichen, wo sie bei nicht-jüdischen Familien im Süden des Landes untergebracht wurden. Nach der deutschen Besetzung Norwegens im Frühling 1940 reiste ein Teil dieser Kinder auf Wunsch der Eltern zurück in das »Protektorat Böhmen und Mähren« bzw. in die Slowakei.<sup>5</sup>

### Die »Schwedische Israelmission« – eine paradoxe Rettungsaktion

1943, als die Ermordung der europäischen Juden in vollem Gange war, erschien ein Buch mit dem Titel »Kann das Judentum gerettet werden?« mit Beiträgen von leitenden Vertretern der »Schwedischen Israelmission«. In diesem wurde ein für diese Zeit typisches Weltbild voller Stereotypen und Vorurteile gegenüber Juden gezeichnet, die selbst für die Verfolgungen verantwortlich gemacht wurden. Als Lösung des sogenannten »Judenproblems« wurde der Übertritt zum Christentum propagiert. Es ist daher ein gewisses Paradoxon, dass es diese Organisation war, die die meisten jüdischen Kinder und Jugendlichen aus Österreich nach Skandinavien retten konnte. Diese waren zu einem beträchtlichen Teil evangelisch getauft oder stammten aus konfessionslosen Familien, wurden jedoch gemäß den »Nürnberger Rassegesetzen« als Juden definiert. Nur in den Dokumenten weniger Kinder wurde »mosaisch« als Religionszugehörigkeit angeführt.

Göte Hedenquist, zwischen 1938–1940 Leiter der Mission in Wien, verhandelte persönlich mit Adolf Eichmann, zu diesem Zeitpunkt Leiter der »Zentralstelle



Oskar Bern bei der Arbeit  
in einem Rübenfeld 1940  
© Privatbesitz

Linke Seite: Göte Hedenquist,  
zwischen 1938–1940 Leiter  
der Mission in Wien © Archiv  
der Schwedischen Kirche,  
Uppsala/Svenska, Israel-  
mission

für jüdische Auswanderung«, die Ausreise der Betroffenen. In Zusammenarbeit mit anderen christlichen Hilfsorganisationen ermöglichte die »Schwedische Israelmission« etwa 1.500 Verfolgten die Flucht.<sup>6</sup>

### Die jüdischen Kinder bei schwedischen Pflegefamilien

Die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen, die entweder durch die »Israelmission« oder mit Hilfe der IKG Wien nach Schweden kamen, war bei Pflegefamilien untergebracht. Jüdische Familien, die Flüchtlingskinder aufnahmen, wohnten in den großen Städten des Landes – Stockholm, Göteborg und Malmö – und viele sprachen Deutsch. Die Kinder, die aus religiös praktizierenden Familien stammten, waren mit den Traditionen und Bräuchen vertraut, wodurch die Umstellung für sie weniger gravierend war als für diejenigen, die bei Nicht-Juden untergebracht waren. Diese wohnten oft in einem ländlichen Umfeld, das den vorwiegend aus Wien stammenden Kindern fremd war. Zusätzlich waren die Kinder mit einer völlig neuen Sprache und fremden Gewohnheiten konfrontiert. Gleichgültig ob sie bei jüdischen oder nicht-jüdischen Pflegefamilien wohnten, funktionierte das Zusammenleben aufgrund der verschiedenen Erwartungen nicht immer problem-

Fraktion Sozialdemokratischer GewerkschafterInnen

**GERECHTIGKEIT  
WÄHLEN.**

[www.fsg.at](http://www.fsg.at) [www.facebook.com/fsg.oegb](https://www.facebook.com/fsg.oegb)

los, sodass viele ihre Pflegefamilien wechseln mussten. Einem Teil der 12- bis 16-Jährigen wurde der Schulbesuch verwehrt, weil sie Arbeit im Haushalt, am Hof oder im Geschäft verrichten mussten. Vor allem am Land war es üblich, dass die Kinder nach der Pflichtschule zu arbeiten angingen. Die Flüchtlingskinder, die in vielen Fällen aus der Mittelschicht kamen, in der Wert auf Bildung gelegt wurde, litten darunter sehr.<sup>7</sup>

## Die Jugendalijah in Dänemark und Schweden

Der zionistische Gedanke, jüdische Jugendliche ohne ihre Eltern nach Palästina zu schicken und sie dort in kollektiven Siedlungen einer landwirtschaftlichen Ausbildung zu unterziehen, geht auf die deutsche Jüdin Recha Freier zurück. Die Jugendalijah, die seit Mai 1938 in Österreich aktiv war, bemühte sich um eine vorübergehende Unterbringung von Kindern aus den Gebieten des Deutschen Reichs in Großbritannien, Dänemark und Schweden.



Oben: Hans Reiss mit der Tochter seiner Pflegeeltern Rachel Feinberg  
© centropa.org

Margit Goldfinger und Walter Sommerstein kamen mit der Jugendalijah von Wien nach Dänemark, wo sie sich verliebten. Als im Herbst 1943 die »Judenaktion« stattfand, flohen sie gemeinsam mit Hilfe der dänischen Widerstandsbewegung nach Schweden. Das Bild stammt aus dem Jahr 1942. © Injoest



Von Seiten der dänischen Behörden wurde die Bedingung gestellt, dass die Kinder einzeln untergebracht werden mussten, weil man dadurch antisemitische Proteste vermeiden zu können glaubte. Um auf eine Siedlungstätigkeit in Palästina vorbereitet zu werden, wohnten und arbeiteten die Jugendalijah-Teilnehmer/innen vor allem bei Bauern. Die Behörden verlangten außerdem, dass sie ohne Lohn in der von Arbeitskräftemangel betroffenen Landwirtschaft tätig waren. Sobald klar wurde, dass die meisten von ihnen während des Krieges nicht nach Palästina weiterreisen konnten, durften sie dennoch keine bezahlte Tätigkeit annehmen oder eine Ausbildung antreten.

Für die Auswahl der Pflegefamilien sowie die laufende Betreuung sorgten hauptsächlich leitende Mitglieder der »Women's International League for Peace and Freedom«, die von den Kindern »Tanten« genannt wurden. Die jüdischen Flüchtlinge aus Österreich hatten einen starken Zusammenhalt, trafen sich laufend, erhielten Unterricht u. a. in Hebräisch und wurden von Mitgliedern der Hechaluz-Bewegung zionistisch geschult.

In Schweden war ein Teil der Jugendalijah-Schüler in Heimen untergebracht. Diese waren vor allem Jungen, weil es schwieriger war für sie Pflegefamilien zu finden. Oskar Bern, der im Jänner 1939 mit einer Gruppe von über 20 Jugendalijah-Teilnehmern aus Österreich nach Schweden kam und von Februar bis Juli 1940 Tagebuch führte, gibt Einblick in das Leben der 15- bis 16-Jährigen in einem Heim in Tjörnarps, Skåne. Untertags arbeitete er bei den Bauern in der Umgebung, wo er schwere körperliche Tätigkeiten verrichtete, wie Holz-, Stall- und Feldarbeit, Abbau von Torf und Schneeschaufeln. In seiner Freizeit spielte er gemeinsam mit den anderen Burschen aus dem Heim Fußball und Theater, sang Lieder und hörte Vorträge über jüdische bzw. zionistische Themen. Für die Betreuung waren erwachsene jüdische Flüchtlinge des zionistischen Lagers zuständig.

### Wieder von der Verfolgung eingeholt

Als Norwegen am 9. April 1940 von der Wehrmacht besetzt wurde, wohnten dort rund 2.100 Juden und Jüdinnen. Ab Januar 1942 waren sie einer verstärkten antisemitischen Politik ausgesetzt, die im Oktober desselben Jahres in einer »Judenaktion« gipfelte. Einem Teil gelang jedoch die Flucht ins neutrale Schweden. Darunter befanden sich die österreichischen Kinder aus dem jüdischen Heim in Oslo sowie die Mehrzahl derer, die mit der »Nansen-Hilfe« nach Norwegen gebracht worden waren und noch im Land lebten.

Der Großteil der 771 zum Jahreswechsel 1942/43 von Norwegen nach Auschwitz-Birkenau deportierten Juden und Jüdinnen wurde unmittelbar nach der Ankunft in den Gaskammern ermordet. Darunter befand sich der 13-jährige Hans Reiss aus Wien. Im Gegensatz zu den anderen im Sommer 1938 nach Norwegen eingereisten österreichischen Kindern, die im Heim untergebracht waren und von dort gerettet wurden, blieb er bei seiner jüdischen Pflegefamilie, mit der er verhaftet und deportiert wurde.<sup>8</sup>

Im Gegensatz zur norwegischen beschloss die dänische Regierung am 9. April 1940, die so genannte »Friedensbesatzung« zu akzeptieren. Als Gegenleistung versprach Deutschland, Dänemarks Souveränität zu respektieren und sich nicht in seine inneren Angelegenheiten einzumischen. Durch den zunehmenden Widerstand der dänischen Bevölkerung gegen die Kollaboration mit der Besatzungsmacht endete dieses Arrangement jedoch im August 1943. Danach bestand für die Besatzer kein Grund mehr, die jüdische Minderheit von rund 7.500 Personen zu schonen. Im Oktober wurde eine »Aktion« gestartet, um Dänemark »judenfrei« zu machen. Rund

WER BRINGT ÜBER  
**400**  
WELTMARKT-  
FÜHRER HERVOR?

UNSERE  
WIRTSCHAFT  
SCHAFFT'S!

Österreichs Unternehmerinnen  
und Unternehmer zählen  
zu den Innovativsten der Welt.  
Geht's der Wirtschaft gut, geht's uns allen gut.  
Mehr auf [wko.at/klartext](http://wko.at/klartext)

**WKO**  
WIRTSCHAFTSKAMMER ÖSTERREICH

LOWE G&K

7.000 Juden und Jüdinnen gelang es, sich in kleinen Booten nach Schweden zu retten, darunter auch den meisten der Flüchtlingskinder aus Österreich.

Neun wurden jedoch verhaftet und mit weiteren in Dänemark verhafteten Juden nach Theresienstadt deportiert, wo sie aufgrund einer Vereinbarung zwischen Adolf Eichmann und Werner Best, Reichsbevollmächtigter in Dänemark, interniert blieben. Im April 1945, noch vor Kriegsende, wurden sie gemeinsam mit den übrigen jüdischen Überlebenden vom schwedischen Roten Kreuz mit den sogenannten »Weißen Bussen« nach Schweden gebracht.<sup>9</sup>

## Der Krieg ist vorbei – aber was jetzt?

Nach dem Ende des Krieges sahen sich die jungen Flüchtlinge, von denen viele in der Zwischenzeit selbständige Erwachsene geworden waren, mit neuen Herausforderungen konfrontiert: der Bürokratie im Land der Emigration, der Aufbau einer Existenz und der Tatsache, dass viele Mitglieder ihrer leiblichen Familie ermordet worden waren.

In Dänemark vertraten die Behörden die Meinung, dass die 1945 aus Schweden zurückgekehrten ehemaligen Flüchtlingskinder sich entweder in ihre ursprüngliche Heimat begeben oder in ein anderes Land auswandern sollten. Eine Aufenthalts- und Arbeitsgenehmigung sowie Zugang zum Bildungssystem zu erhalten erwies sich als schwierig. Erst die Verleihung der Staatsbürgerschaft in den Fünfzigerjahren löste diese Probleme. Im Sommer 1946 durften die ehemaligen Flüchtlingskinder schließlich in das Osloer Heim zurückkehren. Aus einem Bericht desselben aus dem Jahr 1947 geht hervor, dass dort noch zehn Jugendliche zwischen 14 und 17 Jahren wohnten und sich alle in einer schulischen oder handwerklichen Ausbildung befanden. Davor hatte mit den norwegischen Behörden ein mühseliger Kampf über die Rückkehr stattgefunden, den Nina Hasvold, die die Kinder sowohl in Norwegen als auch in Schweden betreute, geführt hatte.<sup>10</sup>

1946 wurde die in Göteborg lebende Daisy Koeb 19 Jahre alt. Am 15. März dieses Jahres schrieb sie an ihre Mutter, der es gelungen war, von Österreich in das damalige Palästina zu flüchten, folgende Zeilen: *Jetzt ist es so weit! Ich habe ein Zertifikat bekommen und fahre wahrscheinlich Anfang April ab. Ich freue mich unbeschreiblich, doch bitte ich Dich um eines: Sei auch Du überzeugt davon, dass mein Kommen die einzig richtige Lösung unseres Problems ist! Kränk Dich nicht, wenn ich mich auch anfangs nach Schweden zurücksehnen werde!*

*[...] Auch bedrückt mich die Tatsache, dass ich noch nichts bin und nichts besitze und Dir zuerst nur zur Last fallen werde. Hoffentlich enttäusche ich Dich nicht – ich habe ja keine Ahnung, welches Bild Du Dir von mir gemacht hast! Aber wir werden uns schon zusammen durchschlagen, nicht wahr, Muttile?<sup>11</sup>*

Die nationalsozialistische Verfolgung zerstörte nicht nur die Kindheit der jüdischen Flüchtlingskinder sondern häufig auch die Beziehung zu deren überlebenden Eltern, die aufgrund der jahrelangen Trennung nach 1945 meist nur mühsam wieder aufgebaut werden konnte. Ein Teil entschied sich nach dem Ende des Krieges wie Daisy Koeb, ihr Leben außerhalb Skandinaviens neu anzufangen, zumeist in Israel und in den USA. Nur wenige von ihnen kehrten nach Österreich zurück. □

## Anmerkungen

- 1 Daisy Koeb, *Liebste Mama. Die Geschichte einer Familie*. Berlin 2011, S. 89.
- 2 Staatsarchiv Norwegen, RA/S-2220/O/Ob/L0233 und RA/S-2220/O/Ob/L0235.
- 3 Archiv der IKG Wien, A/W 1993; Hatikwok. *Månedsblad for jøder i Norge* (Hatikwok. Das Monatsblatt für Juden in Norwegen), Nr. 8–9 (1938), S. 10 und Nr. 11–12 (1938), S. 18; Stadtarchiv Oslo, D-0017.
- 4 *So übersetzte die Einrichtung ihren Namen ins Deutsche*.
- 5 Staatsarchiv Norwegen, RA/S-2220/O/Ob/L0233; *Morgenbladet* (Das Morgenblatt), (23.06.1938), S. 9; *Bergens Arbeiderblad* (Bergens Arbeiterblatt), (27.10.1939), S. 5.
- 6 Birger Pernow, Torsten Ysander, *Kan Judafolket räddas? (Kann das Judentum gerettet werden?)*, Stockholm 1943, S. 9ff, 29ff; Archiv der Schwedischen Kirche, SvKA/SIM/F Ia; Göte Hedenquist, *Undan förintelsen. Svensk hjälperksamhet i Wien under Hitler-tiden* (Der Vernichtung entronnen. Die schwedische Hilfsleistung in Wien während der Hitlerzeit). Kristianstad 1983, S. 37ff.
- 7 Staatsarchiv Schweden, *Judiska församlingen i Stockholm, Barnhjälpen* (div. Handlingar 1938–1945), D 1 b: 1 und D 1 b: 2; Archiv der Schwedischen Kirche, SvKA/SIM/F Ia.
- 8 *Der Sohn seiner Pflegeeltern Kai Feinberg berichtet in seinem Erinnerungsbuch »Fange Nr. 79108 vender tilbake«* (Häftling Nr. 79108 kehrt zurück). Oslo 1995, über die Deportation und Ermordung seiner Familie.
- 9 *Im Buch »Hachsharah i Danmark 50 år efter«* (Hachshara in Dänemark 50 Jahre danach) finden sich weitere Informationen über die einzelnen Jugendliljah-Schüler in Dänemark und deren Schicksal.
- 10 Staatsarchiv Oslo, S. Y-0001.
- 11 Koeb, *Liebste Mama*, S. 173f.

## Literatur

- Ingrid Lomfors, *Förlorad barndom – återvunnet liv. De judiska flyktingbarnen från Nazityskland (Verlorene Kindheit – wiedergewonnenes Leben. Die jüdischen Flüchtlingskinder von Nazi-Deutschland)*. Göteborg 1996.
- Einhard Lorenz, *Exil in Norwegen. Lebensbedingungen und Arbeit deutschsprachiger Flüchtlinge 1933–1943*. Baden-Baden 1992.
- Irene Nawrocka (Hrsg.), *Im Exil in Schweden. Österreichische Erfahrungen und Perspektiven in den 1930er und 1940er Jahren*. Wien 2013.
- Lone Rünitz, *Diskret ophold. Jødiske flygtningebørn under besættelsen. En indvanderhistorie (Diskreter Aufenthalt. Jüdische Flüchtlingskinder während der Besatzung. Eine Einwanderergeschichte)*. Odense 2010.
- Elisabeth Åsbrink, *Und im Wienerwald stehen noch immer die Bäume. Ein jüdisches Schicksal in Schweden*. Zürich-Hamburg 2014.



„Wie lange erhält  
mein studierendes Kind  
Familienbeihilfe?“

„Bis wann habe  
ich mit meiner  
Arbeitnehmer-  
veranlagung Zeit?“

„Wie viel darf ich  
als Student dazuverdienen,  
damit ich die Familien-  
beihilfe nicht verliere?“

„Welche  
Sachbezüge sind  
für Arbeitnehmer  
steuerfrei?“

„Wann habe  
ich Anspruch auf  
den Alleinverdiener-  
absetzbetrag?“

„Wieviel darf ich  
steuerfrei dazuverdienen,  
wenn ich Einkünfte aus  
nichtselbstständiger  
Arbeit beziehe?“

„Kann ich  
die Kosten  
für Kinderbetreuung  
steuerlich geltend  
machen?“

„Wann steht mir  
der Alleinerzieher-  
absetzbetrag zu?“

„Werbungskosten -  
was ist das  
überhaupt?“

# Das Ausbildungs- und

Victoria Kumar

*Wir durchleben schwerstes, allerschwerstes Menschenschicksal, Demütigungen schlimmster Art, Aushebungen, Zwangsevakuierungen, Selbstmorde, Trennung von liebsten Angehörigen, Todesnachrichten, ohne beistehen zu können, ohne zu ahnen, wie alles geschah. Trotz all dieser Schrecknisse, die besonders die Seele und die Empfindsamkeit der jüdischen Jugend traf und vernichten sollte, lernte sie das Glück eines Ideals, eines Zieles kennen, für das zu kämpfen sich lohnt, sie lernten Glauben, Hoffnung und Vertrauen zur nationalen Sache unseres Volkes kennen.<sup>1</sup>*

Zahlreiche biographische Aufzeichnungen von Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Jugend-Alijah<sup>2</sup> schildern die Zeit im Ausbildungs- und Fluchtprogramm trotz widrigster Umstände als bedeutende Phase, die von Hoffnung, Idealen und Gemeinschaft geprägt war.<sup>3</sup> Nachdem zahlreiche andere Zielländer eine immer restriktivere Aufnahmepolitik gegenüber jüdischen Flüchtlingen verfolgten, wurde »Erez Israel«<sup>4</sup> auch von Jüdinnen und Juden, die dem Zionismus bisher fern gestanden waren, als Fluchtoption in Betracht gezogen und die Vorbereitung zur Auswanderung zu einem sig-

Aron Menczer mit den Madrichim der JUAL, um 1940. Stehend von links: Hansl Stiasny, Lilly Szuran, Martin Vogel, Mimi Reich, Hans »Kiki« Neumann, Miri Neumann, Miklos »Goklos« Goldmann. Vorne sitzend: Aron Menczer. Entnommen aus: Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.), *Trotz allem... Aron Menczer 1917–1943*. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 30 © Privatbesitz Martin Vogel



# Fluchtprogramm der Jugend-Alijah – Retrospektiven

nifikanten Erlebnis. Gleichmaßen zeugen die Erinnerungen aber auch von negativen Wahrnehmungen, welchen traumatische Ausgrenzungs-, Verfolgungs- und Trennungserfahrungen vorausgegangen waren.

Eingebettet in die Geschichte der Jugend-Alijah sollen im Folgenden anhand autobiographischer Erinnerungsberichte sowohl positive als auch negative Erlebnisse, die junge österreichische Jüdinnen und Juden nach 1938 im Rahmen des Programms gemacht haben, sowie deren Retrospektive auf die Lebensphase der Kindheit und Jugend dargestellt werden.

Die retrospektiven Betrachtungen der einzelnen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Jugend-Alijah wurden viele Jahre bzw. Jahrzehnte nach der Flucht aus Österreich verfasst. Im Abstand eines geglückten Lebens sind manche Erlebnisse durch die Tatsache, im Unterschied zu Angehörigen und Freunden den nationalsozialistischen Verbrechen entkommen zu sein, ebenso gefärbt wie durch eine selektive Erinnerung. Der Erinnerungsvorgang ist als Konstruktionsprozess, das Dargebotene *als »Erfahrungssynthese«* aufzufassen, die sich *zum einen durch eine zeitliche Aufschichtung und zum*

*Jugendliche bei Spielen. Die JUAL führte auf dem großen Areal der ehemaligen Rothschildvilla auf der Hohen Warte regelmäßig Umschulungskurse durch. Entnommen aus: Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.), Trotz allem... Aron Menczer 1917–1943. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 27  
© Privatbesitz Martin Vogel*





Blick von der Sterngasse auf das Haus der JUAL in der Marc Aurel-Straße 5. Von links: Norbert Geller, Martin Vogel, Jehuda Becher, Dan Blum, 1940. Geller, Becher und Blum wurden 1942 nach Polen deportiert und starben in einem KZ. Entnommen aus: Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.), *Trotz allem...* Aron Menczer 1917–1943. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 42 © Privatbesitz Martin Vogel



Kurt »Kuki« Schneider in seiner bevorzugten Kleidung, Wien 1939/40. In diesem Aufzug war man weniger in Gefahr aufgehalten und attackiert zu werden. Entnommen aus: Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.), *Trotz allem...* Aron Menczer 1917–1943. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 54 © Privatbesitz Martin Vogel

anderen durch die Gegenwartsperspektive des Erzählenden konstituiert.<sup>5</sup> Die Erzählungen der Betroffenen dienen dennoch als wichtige Quellen der Geschichtsforschung, aber auch als allgemeines Gedächtnisgut, dessen Verfügbarkeit vor allem angesichts der immer geringer werdenden Zahl an Zeitzeuginnen und Zeitzeugen speziell für die nachfolgenden Generationen von Bedeutung ist.

## Entstehung und Hintergrund der Jugend-Alijah

Die Jugend-Alijah wurde 1932 von Recha Freier (1892–1984), der Frau des von 1926 bis 1939 in Berlin tätigen Rabbiners Moritz Freier, ins Leben gerufen. Sie zielte

einerseits darauf ab, jüdische Jugendliche im Alter von 15 bis 17 Jahren, die in Deutschland im Erwerbsleben zunehmend diskriminiert wurden, auszubilden und ihnen zu einer beruflichen Zukunft zu verhelfen. Andererseits bezweckte das Programm, junge Jüdinnen und Juden mit zionistischen Inhalten und Palästina vertraut zu machen und dem Land qualifizierte Arbeitskräfte zuzuführen, die für den Aufbau dringend benötigt wurden. Vorgesehen war eine einjährige, vorrangig landwirtschaftliche Schulung in Hachscharah<sup>6</sup>-Lagern, an die nach der Einwanderung in Palästina eine zweijährige Arbeit zumeist in einem Kibbuz anschloss. Freiers Ideen stießen zunächst auf Skepsis und Widerstand und wurden sowohl von Seiten der Zionisten als auch der

Eltern der Jugendlichen als utopisch, die Lebensbedingungen in den Ausbildungsstätten als zu »primitiv« abgetan. Die nationalsozialistische »Machtergreifung« in Deutschland gab 1933 den Ausschlag, das Konzept der Jugend-Alijah auszubauen und auf einer breiteren Basis umzusetzen. Als Generalsekretär in Jerusalem fungierte der Deutsche Hans Beyth (1901–1947); Henrietta Szold (1860–1945), Erzieherin und Gründerin der amerikanisch-zionistischen Frauenorganisation »Hadassah«, wurde mit der Leitung in Palästina betraut, Recha Freier mit jener in Deutschland. In den ersten beiden Jahren gelangten bereits knapp 1.000 junge deutsche Jüdinnen und Juden mit der Jugend-Alijah nach Palästina, wo sie überwiegend in landwirtschaftlichen Siedlungen oder in Kinderheimen untergebracht wurden. In den Folgejahren verzeichnete das Programm einen rasanten Anstieg an Bewerber- und Auswandererzahlen, ebenfalls vergrößerte sich das Gebiet, aus dem die Jugendlichen ihre Alijah antraten, und letztlich veränderte sich auch der Charakter der Jugend-Alijah: Ideologische und pädagogische Ziele wichen hinter den rein pragmatischen Zweck, den jüdischen Kindern zur Flucht zu verhelfen, zurück.

## Die österreichische Jugend-Alijah

Bestrebungen, die Jugend-Alijah auf Österreich auszuweiten, kamen bereits im März 1938 auf, konnten allerdings erst nach der Wiedereröffnung der mit dem »Anschluss« geschlossenen jüdischen Institutionen sowie nach Verhandlungen mit Großbritannien umgesetzt werden. Zur Organisation und Durchführung wurde im Juni im Rahmen des Palästina-Amtes die »Beratungsstelle der Jugend-Alijah« eingerichtet, die anfangs von Georg Überall (1917–1980) geleitet wurde. Obwohl ein krasses Missverhältnis zwischen benötigten und verfügbaren Zertifikaten bestand, gestaltete sich die Situation für junge Bewerberinnen und Bewerber für Palästina weitaus günstiger, wurde doch der Rettung von Kindern und Jugendlichen sowohl von den zuständigen jüdischen bzw. zionistischen Stellen in Österreich und Palästina als auch von der britischen Mandatsregierung oberste Priorität zugemessen. Neben der Auswahl der Kandidatinnen und Kandidaten und der Verteilung der Zertifikate war die »Beratungsstelle der Jugend-Alijah« für die verpflichtende Ausbildung und Vorbereitung der Jugendlichen zuständig. Unter der Leitung von Jugendführern (»Madrichim«) und Lehrkräften sollten »arbeitsfreudige und einsatzfähige Menschen« herangebildet werden. Die oder der »Nur-Auswanderungswillige«

sollte zu einem »neuen Menschen« verwandelt werden, *in dem die Bereitschaft wachgerufen werden sollte, sich einer Gemeinschaft einzuordnen, in diesem Sinne zu denken und zu handeln.* Die Ausbildung erfolgte zunächst in provisorischen Kursen und danach in der Jugend-Alijah-Schule (JUAL-Schule) in Wien. Bedingt durch den Ausschluss jüdischer Kinder aus den öffentlichen und die Schließung des Großteils der jüdischen Schulen übernahm die in den Räumlichkeiten des Palästina-Amtes untergebrachte JUAL-Schule neben dem Chajes-Gymnasium zunehmend die Funktion einer »normalen« Pflichtschule. Der Schwerpunkt des Unterrichts lag nichtsdestoweniger auf der zionistischen Erziehung und der Vorbereitung auf die Auswanderung. Die Monate in der JUAL-Schule bezeichnete der Wiener Ernest Schindler retrospektiv als »die glücklichste Zeit«: *Die JUAL tat alles Erdenkliche, um den Jugendlichen das Rüstzeug für ein späteres Leben in Freiheit zu geben. Sie unterhielt Vorbereitungskurse für die Auswanderung, Jual-Schule genannt, dort wurde Hebräisch, jüdische Literatur, jüdische und zionistische Geschichte, Musikgeschichte, Palästina-kunde, Erste Hilfe, Gesundheitslehre, Mathematik und*

## Kultur ist die Würze des Lebens.

Deswegen kümmern wir uns nicht nur um Ihr Geldleben, sondern unterstützen auch ausgewählte kulturelle Projekte.

[www.spknoe.at](http://www.spknoe.at)

**SPARKASSE**  
NIEDERÖSTERREICH  
MITTE WEST AKTIENGESellschaft



In jeder Beziehung zählen die Menschen.



anderes mehr halbtags unterrichtet. An Samstagen und Sonntagen standen die Unterrichtsräume der JUAL-Schule für Heimaktivitäten zur Verfügung, wo diskutiert, gespielt und getanzt werden konnte. Auch Theateraufführungen und musikalische Darbietungen wurden veranstaltet. Abends war ein Heimbetrieb wegen der bestehenden Ausgangssperre nicht möglich. In der zweiten Tageshälfte gab es praktische Kurse, in der warmen Jahreszeit für Gärtnerei, in der kalten Jahreszeit konnte man die Grundlagen der Elektrotechnik und Elektroinstallationen, der Schlosserei, der Spenglerei, des Schmiedens, der Tischlerei usw. erlernen und für Mädchen gab es u.a. auch Kurse für Schneiderei und für Babypflege. [...]

Besonders wichtig war, dass die Kinder und Jugendlichen durch die Aktivitäten der JUAL den ganzen Tag über beschäftigt waren und vor dem Nichtstun und Herumlungern verschont wurden. [...] In alle diese Aktivitäten war auch ich voll integriert. Dort fand ich viele Freunde, und dort verbrachte ich die glücklichsten Zeiten in dieser so schrecklichen Zeit.<sup>7</sup>

Prägend konnte die Phase der Jugend-Alijah, in Zeiten der permanenten Bedrohung und Verfolgung, vor allem wegen ihrer Sozialisierungs- und Schutzfunktion sein. Wärme, Gemeinschaft und Sicherheit erlebte auch Zvi Schneider in der Jugend-Alijah, die dadurch – wie er schildert – trotz massiver nationalsozialistischer Verfolgungsmaßnahmen ein Kindsein im Wien der Jahre 1939 und 1940 ermöglichte.

Die Heimabende oder eher Nachmittage und sogar hin und wieder Ausflüge in den Wienerwald in den Jahren 1939 und 1940 ermöglichten so manchem, nicht ganz seine Kindheit zu verlieren in einer Stadt, die das jüdische Kind verneinte, im besten Falle, und im ärgsten später vernichtete. [...]

Die Sonne schien zwar gar nicht der jüdischen Jugend in Wien im Winter 1939/40, aber im Palästinaamt in der Marc-Aurel-Straße strahlte eine eigene Wärme, ohne die jene Jahre zur bitteren Qual geworden wären. In diesem Heim – a Home away from Home – für uns alle, die schon längst kein Heim mehr hatten, deren Familien aus ihren Wohnungen verdrängt in Gemeinschaftswohnungen gepfercht waren, konnten wir für wenige Stunden wieder froh und unbeschwert miteinander sein, stolz darauf, da wir jüdische Jugend im besten Sinn des Wortes präsentierten, dass wir dem Hanoar Hazioni, der Gordonia, dem Blau-Weiß oder dem Schomer Hazair angehörten. In der Marc-Aurel-Straße gab es eine selbstbewusste, einheitliche Koalition der jüdischen Jugend Wiens selbst in jener schrecklichen Zeit. Trotz der ideologischen Unterschiede der einzelnen Verbände vereinten uns der Wille und die Sehnsucht des zionistischen Ideals. Obwohl jede Gruppe ihr eigenes Zimmer hatte, waren wir eine unteilbare Gemeinschaft, zwar belagert von draußen her und im Ausnahmezustand, aber bewusst unserer Werte, Besonderheit und Zusammengehörigkeit. [...]

Wir fanden ineinander Sicherheit und gemeinsame Hoffnung auf bessere Zeiten, auf Alijah nach Palästina und auf ein gutes, gesundes und normales Leben. Dies alles, obwohl die meisten von uns sich im Unterbewusstsein ja im Klaren waren, dass unsere Aussichten, solche Ziele zu erlangen, gar nicht der Wirklichkeit entsprachen und eigentlich nur im Reiche der Phantasie existierten.<sup>8</sup>

Nach positiver Absolvierung der Schulung war der Eintritt in eines der Vorbereitungs-lager möglich, die seit Anfang 1939 in Form von gepachteten Grundstücken bestanden und wo die Bewerberinnen und Bewerber einige Wochen für den betreffenden Besitzer oder Landwirt arbeiten mussten. Als letzte »Hürde« mussten sie sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen, in



der die körperliche, geistige und seelische Verfassung aufs Genaueste überprüft wurde. Mit der Begründung, erbliche Krankheiten ausschließen zu wollen, wurden auch die Familienverhältnisse jeder Kandidatin und jedes Kandidaten analysiert.

Der Versuch, ein möglichst zutreffendes Gesamtbild zu erstellen, sollte gewährleisten, dass sich die jungen zukünftigen Immigrantinnen und Immigranten in jeder Hinsicht für das Leben in Palästina eignen würden. Sie sollten in der Lage sein mit all den damit verbundenen Veränderungen (Trennung von den Eltern und der gewohnten Umgebung, Leben im Kibbuz, klimatische und kulturelle Unterschiede etc.) umzugehen. Die penibel durchgeführten Untersuchungen, die ständige Beobachtung während der Ausbildung und das als strenge »Selektion« zu bezeichnende Auswahlverfahren verhinderten nicht, dass zahlreiche Jugendliche der Situation als Neueinwanderinnen und Neueinwanderer nicht gewachsen waren. Wie aus der Korrespondenz zwischen den Jugend-Alijah-Stellen in Wien und Jerusalem hervorgeht, waren es offenbar besonders häufig Kinder österreichischer Herkunft, die sich nicht einzuordnen vermochten und den harten Anforderungen nicht gerecht wurden. Regelmäßige Beschwerden erreichten die »Beratungsstelle« über den aus Unterernährung resultierenden schlechten körperlichen Zustand der jungen Flüchtlinge. Hinzu kamen Fälle von psychischen Störungen, die als Folge einer Verlusterfahrung oder anderer traumatischer Erlebnisse aufgetreten waren. In einem Schreiben vom 25. April 1939 kritisierte der Generalsekretär der Jugend-Alijah Hans Beyth, dass von den Verantwortlichen in Wien Fälle bestätigt wurden, von denen bereits bei der Ankunft oder noch auf dem Schiff klar war, *dass sie untragbar für die Jugendalijah und für das Land sind.*

Dem Schriftwechsel ist zu entnehmen, dass die aus Österreich stammenden Jugendlichen öfter durch »disziplinäres Fehlverhalten« aufgefallen wären, etwa indem sie trotz striktem Verbot die Ausbildungsplätze verlassen hätten, um bei den Behörden Einwanderungsgenehmigungen für Familienmitglieder zu erwirken. Abgesehen davon, dass das Vorhaben aufgrund der Immigrationsbestimmungen (das Zertifikat war vom betreffenden Palästina-Amt im Herkunftsland auszustellen) aussichtslos war, war ein Entfernen von den Siedlungen und Einrichtungen strikt verboten.<sup>9</sup> Große Einsamkeit veranlasste den gemeinsam mit seinem Bruder Ari im November 1938 eingewanderten Meshulam Rath dazu, von seinem Kibbuz fortzulaufen:

*Meshulam und ich mussten uns trennen. Da er schon siebzehn Jahre alt war, hatten die Leiter der Jugend-Alijah ihn dem Kibbuz Gvat zugeteilt. Dort, zwanzig Kilometer östlich von Haifa, lebte bereits eine Gruppe von gleichaltrigen Jungen und Mädchen aus Wien. Der Abschied fiel uns sehr schwer. Während unserer Kindheit und Jugend in Wien hatten wir oft gestritten, doch das gemeinsame Schicksal und die Schiffsreise hatten uns einander näher gebracht.*

Ottenstein  
— HOTEL —

Schlossrestaurant  
Bootsbetrieb



Peygarten Ottenstein 60, 3532 Rastenfeld  
Tel +43 (0)2826 251, [rezeption@hotelottenstein.at](mailto:rezeption@hotelottenstein.at)  
[www.hotelottenstein.at](http://www.hotelottenstein.at)



*Kibbutz Chamadiya in den vierziger Jahren, in welchem Ari Rath einige Zeit lebte.  
© Ari Rath*

*Die Brüder Meshulam (links) und Ari, 1929 © Ari Rath*

*Zwar hatten wir bereits bei der Abreise gewusst, dass wir in Palästina in verschiedenen Orten leben würden, doch nun schien uns diese Trennung unerträglich.*

*Meshulam war in Gvat sehr unglücklich. Er kannte niemanden, und die körperliche Arbeit fiel ihm schwer. Im Dezember 1938 unternahm er zu Chanukka einen ersten Ausbruchversuch. Er schlug sich bis Haifa durch, und wir verbrachten gemeinsam bei entfernten Verwandten einige Tage zusammen. Die Leitung der Jugend-Alijah in Jerusalem und sein Madrich, eine Art Erzieher, in Gvat, Lolik, konnten jedoch in Erfahrung bringen, wo er sich aufhielt. Im persönlichen Gespräch gelang es ihnen, meinen Bruder zu überzeugen, in den Kibbutz zurückzukehren. Bald aber lief er erneut davon und versuchte in einem Studentenheim in Kirjat Motzkin aufgenommen zu werden. Dort wohnte sein bester Freund aus Wien, Erich/Eli Preminger, der im Technion von Haifa studierte. Zudem war es von Kirjat Motzkin nicht weit zu meinem neuen Zuhause in Kirjat Bialik, sodass wir uns öfters hätten sehen können. In seiner Einsamkeit sehnte er sich danach, mit mir zusammen zu sein. Als er sich im Studentenheim anmelden wollte, wussten die Beamten sofort, wer er war. Meshulam musste wieder nach Gvat zurückkehren und lernen, dort zu leben.<sup>10</sup>*

*In seinen Erinnerungen thematisiert Ari Rath außerdem den Konflikt zwischen österreichischen und deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmern: Für die Jugendgruppen und Lehrer aus Deutschland war die Aufnahme von 51 Kindern aus Österreich schwierig, aus sprachlichen, aber auch aus sozialen Gründen: Niemand verstand, was wir wollten, als wir nach einer »Jause« verlangten, und erst nach einigen Tagen bekamen wir nachmittags um vier Uhr eine kärgliche Brotzeit. Abschätzig blickten die deutschen Jugendlichen auf uns österreichische*



*Juden herab, denn die Mehrheit der Wiener Juden stammte ursprünglich aus dem armen Osteuropa, aus Galizien und aus der Bukowina, aus Lemberg, Krakau und Czernowitz. Die Lehrer schritten zwar immer wieder gegen diese Vorurteile ein, bei den Kindern saßen sie aber zum Teil sehr tief. Rückblickend ist das wenig erstaunlich, denn freiwillig war ja kaum ein Kind nach Palästina ausgewandert: Für viele bedeutete die Alijah die einzige Rettungsmöglichkeit, und nur im Einzelfall hatten die Eltern ihre Kinder zionistisch erzogen.<sup>11</sup>*

Das Verhalten und die Verfasstheit der österreichischen Immigrantinnen und Immigranten standen oft eng in Zusammenhang mit den Umständen der Flucht, die im Vergleich zu jenen deutscher Teilnehmerinnen und Teilnehmer noch ungünstiger waren: Erstere flüchteten zumeist Hals über Kopf, nachdem sie und ihre Angehörigen massiver nationalsozialistischer Verfolgung ausgesetzt gewesen waren. Häufig mussten sie Familienmitglieder zurücklassen. Folgen dieser traumatischen Ereignisse konnten schwere psychische und physische Probleme sein. Die zuständigen Stellen in Palästina hatten wenig Einblick in diese Gegebenheiten und nahmen deshalb auch wenig Rücksicht darauf. Die strenge Auswahl der Kandidatinnen und Kandidaten kann zum Teil mit dem Erfolgsdruck gegenüber der für die Einwanderung verantwortlichen britischen Mandatsregierung erklärt werden. Die Intention der Organisatoren war allerdings gewiss auch eine beinharte Anpassung der Jugendlichen an die an das Programm geknüpften zionistischen Ideale.<sup>12</sup> Auch ist ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen der für die Untersuchungen und Befragungen herangezogenen »Vertrauensärzte« und Pädagoginnen und Pädagogen anzuzweifeln.

Insgesamt fiel es vermutlich jenen Jugendlichen leichter, in Palästina »anzukommen« und sich zu integrieren, die im Herkunftsland einem zionistischen Jugendverband angehört hatten, da im Zuge der Vorbereitungskurse Vorstellungen über die Lebensverhältnisse und auch gewisse Hebräischkenntnisse vermittelt worden waren. Trotzdem konnten alltägliche Dinge, wie das ungewohnte Klima und Essen, vielen Neueinwanderinnen und Neueinwanderern gleich welcher Herkunft Schwierigkeiten bereiten. Auch machte sich für viele eine *sich vertiefende Kluft zwischen den großen Idealen [...], die an die Wand gemalt wurden, und den Realitäten des Lebens, der harten Arbeit in einer Landwirtschaft, die damals noch nicht motorisiert war*, fest.<sup>13</sup> Die mit einer Gruppe von Wiener Jugendlichen im November 1939 nach Palästina geflohene Eva Levy beschrieb die erste Zeit im Kibbuz Kiriat Anavim wie folgt:

*In der Jugendorganisation war alles sehr, sehr idealistisch. In Otterthal war ich vier Wochen auf Hachschara. Das war ein großes Vergnügen, obwohl wir ausgerechnet an Hitlers Geburtstag, am 20. April, dort waren. Man hat Angst gehabt, dass irgendwelche Angriffe sein werden, so haben wir Wache geschoben. Aber wir waren so unerfahren und so kindisch noch, dass das für uns ein großer Spaß war. Wir haben dort Landwirtschaft gelernt, von der wir davor keine Ahnung hatten. Als wir nach Israel gekommen sind, haben wir alle die Realität des Landes erlebt, und die war eigentlich sehr wenig idealistisch damals. Etwa im Kibbuz: Die Kibbuznikim haben kaum ein Wort mit uns gesprochen. Wir waren eine vollkommen geschlossene Gruppe innerhalb vom Kibbuz, die fremd war. Die Kibbuznikim haben sich überhaupt nicht um uns gekümmert, oder sagen wir, so etwas wie Psychologie betrieben, das war ein Wort, das man damals nicht gekannt hat. Denn immerhin waren wir 15- bis 16-jährige Jugendliche, die total aus ihrem Leben herausgerissen wurden [...]. Wir waren vollkommen auf uns selbst gestellt und fremd. Ich glaube, wenn man uns nach China geschickt hätte, wäre es genau dasselbe gewesen.<sup>14</sup>*

**Lassen Sie  
Ihren optimalen  
Versicherungsschutz  
unsere Sorge sein.**

Serviceline 050 350 350  
wienersaetdtische.at

**WIENER  
STÄDTISCHE**  
VIENNA INSURANCE GROUP



Andere Erinnerungen belegen den positiven Beitrag, den die Kibbuz-Bewegung in Zusammenarbeit mit der Jugend-Alijah bei der Integration der Jugendlichen in Palästina leistete. Das dichte Programm von Unterricht, Arbeit und sozialem Gruppenleben konnte die Trennung von der Familie und die Entwurzelung erleichtern, ließ aber gleichzeitig wenig Raum zur persönlichen Entfaltung und individuellen Lebensgestaltung.<sup>15</sup> An die mangelnde Privatsphäre und den strengen Verhaltenskodex im Kibbuz (harte körperliche Arbeit, kein Privateigentum etc.) konnten sich viele junge Neueinwanderinnen und Neueinwanderer ebenfalls schwer gewöhnen.

## Kriegsbedingte Veränderungen und das Ende der Jugend-Alijah

Der Kriegsausbruch im September 1939 veränderte die Rahmenbedingungen der Auswanderung aus den von der Wehrmacht besetzten Gebieten und auch die der Jugend-Alijah grundlegend. Verstärkt wurde versucht, Bewerberinnen und Bewerber in so genannten »Umschichtungslagern« im Ausland unterzubringen. Mehrere »Kindertransporte« gingen nach Schweden, Holland, Belgien, Frankreich, Australien und die Schweiz.

Bis zur behördlichen Auflösung im Mai 1941 setzte die Jugend-Alijah ihre Arbeit fort und legte ihr Hauptaugenmerk auf die Organisation der Weiterwanderung von Kindern in Transitländer. Dass zwischen September 1939 und Oktober 1940 noch über 400 Kinder aus Österreich fliehen konnten, war vor allem auf das unermüdliche Engagement des charismatischen Jugend-Alijah-Leiters Aron Menczer (1917–1943) zurückzuführen. Obwohl er mehrmals die Chance hatte, seiner Familie

in die Emigration nach Palästina zu folgen, blieb er bis zuletzt in Wien, um möglichst vielen Jugendlichen zur Flucht zu verhelfen. 1942 wurde Menczer nach Theresienstadt verschleppt und danach mit hunderten Kindern, deren er sich angenommen hatte, nach Auschwitz deportiert, wo er 1943 ermordet wurde.

Tausende junge Jüdinnen und Juden konnten aus dem nationalsozialistischen Österreich mithilfe des Rettungsprogramms der Jugend-Alijah nach Palästina oder in andere Länder fliehen. Laut einer Aufstellung der IKG Wien waren von den 15.738 Zehn- bis Achtzehnjährigen bis Ende Juli 1940 13.598 ausgewandert, davon nicht wenige im Rahmen der Jugend-Alijah.<sup>16</sup>

## Anmerkungen

- 1 Martin Vogel, zit.: In *Israelitische Kultusgemeinde Wien* (Hrsg.), *Trotz allem... Festschrift Aron Menczer 1917–1943*. Wien 1993, S. 59.
- 2 *Alijah/Aljioth* (hebräisch): wörtlich Aufstieg; jüdische Einwanderung nach Palästina/Israel; man unterscheidet mehrere Immigrationsperioden (Aljioth).
- 3 *Der vorliegende Text fußt auf der 2012 fertiggestellten, bislang unveröffentlichten Dissertation der Verfasserin an der Universität Graz: »Auswanderung und Flucht steirischer Jüdinnen und Juden nach Palästina im Kontext der gesamtösterreichischen Alijah bis 1945«.*
- 4 *Erez Israel* (hebräisch): Land Israel.
- 5 Ulrike Jureit, *Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager* (Forum Zeitgeschichte Bd. 8). Hamburg 1999, S. 27. Siehe auch Eleonore Lappin, Albert Lichtblau (Hrsg.), *Die »Wahrheit« der Erinnerung. Jüdische Lebensgeschichten*. Innsbruck-Wien-Bozen 2008.
- 6 *Hachscharah* (hebräisch): wörtlich Vorbereitung; geistige, körperliche und berufliche Vorbereitung junger Jüdinnen und Juden auf ein Leben in Erez Israel.
- 7 IKG Wien, *Trotz allem...*, S. 53.
- 8 *Ebd.*, S. 55f.
- 9 Henrietta Szold an Hilde David und Juda Weissbrod, 10.12. 1938. CZA, S75/1141, S. 113f. Vgl. Gabriele Anderl, *Emigration und Vertreibung*. In: Erika Weinzierl, Otto D. Kulka (Hrsg.), *Vertreibung und Neubeginn. Israelische Bürger österreichischer Herkunft*. Wien-Köln-Weimar 1992, S. 167–337, hier S. 233.
- 10 Ari Rath, *Ari heißt Löwe. Erinnerungen*. Wien 2012, S. 45f.
- 11 *Ebd.*, S. 48.
- 12 Anderl, *Emigration*, S. 231.



Jugendliche bei Spielen (siehe auch Abbildungen Seite 48–49). Aus: Israelitische Kultusgemeinde Wien (Hrsg.), *Trotz allem... Aron Menczer 1917–1943*. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Weimar 1993, S. 26–27 © Privatbesitz Martin Vogel

- 13 Walter Laqueur, *Geboren in Deutschland. Der Exodus der jüdischen Jugend nach 1933*. Berlin-München 2000, S. 213.
- 14 Zit. in Angelika Hagen, Joanna Nittenberg (Hrsg.), *Flucht in die Freiheit. Österreichische Juden in Palästina und Israel*. Wien 2006, S. 491f.
- 15 Vgl. Ludwig Liegle, *Familie und Kollektiv im Kibbutz. Eine Studie über die Funktion der Familie in einem kollektiven Erziehungssystem*. Weinheim-Basel 1973, S. 108.
- 16 *Central Archives for the History of the Jewish People (Jerusalem)*, A/W 2508.

### Literatur

- Johanna Josephu, *Jüdische Jugendorganisationen vor 1938 und nach 1945. Ein soziologischer Vergleich*. Unveröff. Diss. Wien 2000.
- Andreas Paetz, Karin Weiss, (Hrsg.), »Hachschara«. *Die Vorbereitung junger Juden auf die Auswanderung nach Palästina*. Potsdam 1999.
- Klaus Voigt (Hrsg.), *Joskos Kinder. Flucht und Alija durch Europa, 1940–1943*. Josef Indigs Bericht. Berlin 2006.

SIEMENS

## Auch für Kunst und Kultur gilt: alles eine Frage der richtigen Technik.

Siemens Fest>Spiel>Nächte täglich von 26. Juli bis 31. August 2014

Siemens macht Technologie zum Erlebnis und schafft Gratis-Festspiele für alle. Mit den Siemens Fest>Spiel>Nächten verwenden wir Technologie als Transfermedium für Kunst und Kultur.

So leisten wir unseren Beitrag, Zugangsbarrieren zu künstlerisch-kulturellen Leistungen abzubauen. Denn Kunst und Kultur erweitern den Horizont. Und das ist uns seit jeher wichtig.

[siemens.at/festspielnaechte](http://siemens.at/festspielnaechte)

# Cheder

## Das jüdische Bildungswesen in der Zweiten

Marta Ansilewska



*Avot uVanim (Väter und Söhne) I.  
Jerusalem 2006 © Benyamin Reich*

*Die Bilder zu diesem Artikel entstammen den Photoserien »Boyhood« und »Orthodox Youth« des Künstlers Benyamin Reich ([www.benyaminreich.com](http://www.benyaminreich.com)). In ihnen kehrt er photographisch in die ultra-orthodoxe Welt des Torahstudiums zurück, in die er geboren wurde. Wir danken Benyamin Reich für die Überlassung des Bildmaterials.*

*Die Spatzen zwitschern seit dem frühen Morgen:  
»Wo gehst du hin, liebe Maria?« Maria antwortet,  
mit einem Lächeln im Gesicht: »Das neue Schuljahr  
hat angefangen, daher gehe ich in die Schule!«*

Mit einer gewissen Verwunderung hörte ich dieses Lied beim Interview mit Krystyna N., einer Shoah-Überlebenden, die ich 2010 im Rahmen meines Dissertationsprojekts über die religiös-nationale Identität polnischer Holocaustkinder befragte. Mit »Holocaustkindern« sind Personen jüdischer Herkunft gemeint, die als Kinder den Zweiten Weltkrieg im besetzten Europa überlebt haben.<sup>1</sup> Anscheinend wurde dieses – noch heutzutage recht bekannte Lied, das ich ebenfalls in der

Schule gelernt habe – schon in den 1930er Jahren nicht nur von christlichen »Marias« sondern auch von jüdischen »Miriams« gesungen.

Im folgenden Beitrag möchte ich diverse Bildungsmöglichkeiten darstellen, die jüdischen Kindern im Polen der Zwischenkriegszeit zur Verfügung standen, und die Rolle dieser Institutionen als Träger der kulturellen Identität<sup>2</sup> diskutieren. Der Artikel soll außerdem die Frage beantworten, ob der Schulbesuch eine so große Begeisterung bei jüdischen Kindern und ihren Eltern hervorrief, wie dieses Lied nahelegt.

Um das breite Spektrum der Bildungsangebote in der Zweiten Polnischen Republik (1918–1939) wiederzugeben, bediene ich mich neben der Sekundärliteratur

# oder staatliche Grundschule?

## Polnischen Republik



*Avot uVanim II. Jerusalem  
2006 © Benyamin Reich*

einer zeitgenössischen Quelle, der Monographie von Regina Liliental, die 1927 unter dem Titel »Dziecko żydowskie« (»Das jüdische Kind«) in Krakau veröffentlicht wurde.<sup>3</sup> Liliental (1877–1924) war eine akkulturierte jüdische Lehrerin und Ethnologin. Sie betrieb ethnographische Pionierforschung und widmete sich der Dokumentation jüdischer Folklore, dem sogenannten Volksglauben sowie Bräuchen. Außerdem soll die Wahrnehmung der Schule und ihre Rolle bei der Identitätsbildung jüdischer Schüler/innen anhand von Interviews untersucht werden, die von mir in den Jahren 2010–2014 durchgeführt wurden. Somit beruht das hier dargestellte Bild der Schulzeit größtenteils auf dem subjektiven Erleben meiner Gesprächspartner/innen.

Ferner ist zu beachten, dass es sich, wie immer bei Oral History-Projekten, um rekonstruierte Erinnerungen handelt, die nach vielen Jahren wieder in das Bewusstsein geholt worden sind.<sup>4</sup>

### Die Bedeutung des Lernens

Schon seit der Zerstörung des Zweiten Tempels spielt das Lernen für die in der Diaspora lebenden Juden eine außerordentliche Rolle. Es ermöglicht, die religiöse und kulturelle Identität zu bewahren und zu entwickeln und hat neben dem rein pädagogischen und kollektiv-sozialen Zweck auch einen endzeitlichen, messianischen Aspekt. Neben Gebet und Wohltätigkeit ersetzt auch das



Ohne Titel. Jerusalem 2004  
© Benyamin Reich

lebenslange Lernen den Opferdienst im Tempel. Vor allem das Lernen der Kinder bringt, wie es im Talmud heißt, das Kommen des Messias näher.<sup>5</sup>

Die hebräische Bibel spricht im Zusammenhang mit dem Auftrag zum Lernen nur von den Söhnen, etwa in Psalm 78, 5–6: *Er stellte sein Zeugnis auf in Jakob, setzte ein Gesetz [Tora] in Israel und gebot unseren Vätern, es ihren Söhnen zu verkünden, damit es die Nachkommen wissen, die Söhne, die noch geboren werden. Sie sollen aufstehen und es ihren Söhnen erzählen.* In traditionell lebenden Familien legte und legt man daher vor allem auf die Bildung des männlichen Nachwuchses großen Wert. Deshalb wurde er in die religiösen Elementarschulen, die sogenannten »Chadarim«, geschickt. Diese Form der Erziehung war in der Regel nur Jungen zugänglich. Mädchen, auf denen nicht die Erwartung der traditionellen religiösen Bildung ruhte, lernten das umfangreiche Wissen der koscheren Haushaltsführung, der Festgestaltung und der Gebote für die weibliche Reinheit informell bei den Müttern und anderen Frauen im Haushalt.

Der Name »Cheder« (auf Hebräisch »Zimmer« bzw. »Stube«) lässt sich darauf zurückführen, dass der Unterricht üblicherweise im Privathaus der Lehrer, der sogenannten »Melamdin«, stattfand. Der Melamed war ein Privatlehrer, der in der Regel, entsprechend dem bib-

lischen Gebot, von den Eltern finanziert wurde. Kinder aus armen Familien und Waisen erhielten im Vorkriegspolen an Talmud-Tora-Schulen eine kostenlose religiöse Grundausbildung. Im Unterschied zum Melamed wurden deren Lehrer von der Gemeinde oder aus Mitteln wohlthätiger jüdischer Organisationen bezahlt. Trotz der großen Bedeutung des Lernens der Kinder genossen die Melamdin üblicherweise wenig Prestige oder Anerkennung – weder von Eltern noch von Schülern; im Gegenteil – meine Gesprächspartner bezeichneten sie oft als streng und langweilig. Entsprechend ihrem Sozialprestige war auch ihre Bezahlung schlecht – schon im Mittelalter gehörten die Lehrer zur selben Steuerklasse wie die Dienstboten. Angesichts einer oft großen Zahl vor allem junger Schüler wurden sie von sogenannten »Belfern« (jiddisch: Helfer) unterstützt. Zu deren Aufgaben gehörte unter anderem das Abholen und Zurückbringen der Kinder von der Schule nach Hause, das Tragen der Kleinen bei schlechtem Zustand des Weges oder bei Schnee und die Beaufsichtigung der Schüler während der Pausen.

Die Ausbildung im Cheder begann mit dem dritten Lebensjahr und endete mit der Bar-Mizwa im Alter von 13 Jahren. Sie zielte auf die Vorbereitung der Schüler auf diese Zeremonie ab, bei der diese im Rahmen eines Gottesdienstes vor der Gemeinde den aktuellen Wochen-

abschnitt der Tora vorlasen. Das weitere Studium, zum Beispiel zum Rabbiner oder »Sofer« (Schreiber), erfolgte danach in »Jeschiwot«, an Talmud-Hochschulen.

## Curriculum und Unterricht

In den ersten zwei Jahren, im sogenannten »niedrigen Cheder«, erlernten die Buben das hebräische Alphabet und anhand von Gebeten und Bibeltexten die hebräische Sprache. Bis zum Zweiten Weltkrieg war das Jiddische die Umgangssprache der osteuropäischen Juden, das Hebräische war als die »heilige Sprache« dem Gottesdienst und Studium vorbehalten. Zum ersten Unterricht wurden die Buben mit Süßigkeiten beschenkt, die ihnen angeblich die Engel vom Himmel brachten. Als symbolische Nahrung erhielten sie mit Honig bestrichene hebräische Buchstaben, sodass sie »den süßen Geschmack der heiligen Sprache« verspürten. Dieses Übergangsritual des »ersten Lernens« wurde, angereichert mit magischen Elementen, bereits im Mittelalter praktiziert.<sup>6</sup> Mit dem 3. Buch Mose, dem Buch Leviticus, begann das Torastudium. Mit etwa acht Jahren traten

die Knaben in den »höheren Cheder« über, wo der Babylonische Talmud und Kommentare zur Bibel und zur rabbinischen Literatur auf dem Lehrplan standen.

Die Schule fing unmittelbar nach dem Morgengebet kurz nach Sonnenaufgang an. Zwischen 10 und 12 Uhr hielt man eine Pause, gegen 14 Uhr gingen die Schüler nach Hause, um dort eine kleine Mahlzeit zu essen. Danach kehrten sie in den Cheder zurück, wo sie bis zum Abendgebet blieben, das gewöhnlich zusammen mit dem Melamed in der Synagoge verrichtet wurde. Erst danach durften die Kinder nach Hause gehen. Dieses zeitaufwändige Studium war umso intensiver, als es keine Schulferien gab. Freitags blieben die Schüler nur vormittags in der Schule, am Samstag und an jüdischen Feiertagen fand kein Unterricht statt. Sehr beliebt unter den Jungen war vor allem das »Lag ba-Omer«-Fest, an dem sie in Erinnerung an Rabbi Akiba und seine Schüler im Bar Kochba-Aufstand (132–135) »Krieg« spielten oder Ausflüge ins Grüne unternahmen.

Gegenseitiges Vorlesen, Übersetzen und Auswendiglernen waren die vorherrschenden Lernformen. Diese »archaische« Didaktik hatte zur Folge, dass die meisten

## Rekordarbeitslosigkeit in Wien – Konsolidierungspotentiale endlich heben

»Die Befürchtungen der ÖVP haben sich leider bewahrheitet. Wien hatte 2013 nicht nur die höchste Arbeitslosenrate in der Zweiten Republik, sondern mit 10,2% auch erstmals eine Quote im zweistelligen Bereich. Es gibt durchaus ein »Wiener Phänomen«, aber leider anders als von der SPÖ stets dargestellt. Tiefgreifende Reformen werden schlichtweg nicht angegangen«, so Stadtrat Manfred Juraczka. »Wir brauchen keinen Retro-Klassenkampf, der den Menschen mit neuen Steuern und Belastungen das Leben erschwert. Stattdessen braucht es vernünftige Rezepte, um den Wiener Wirtschafts- und Beschäftigungsstandort neue Dynamik zu verleihen. Wir brauchen mehr Spielraum für Zukunftsinvestitionen in dieser Stadt. Laut unabhängigen Wirtschaftsforschern sind Potenziale in Höhe von 1,1 Mrd. Euro im Stadtbudget vorhanden, wenn man die Kosten lediglich auf den Durchschnitt (!) aller österreichischen Bundesländer absenkt. Und wer effizient wirtschaftet, der schafft auch Arbeitsplätze«, so Klubobmann Fritz Aichinger.



**RATHAUSKLUB**

Knaben sehr ungern in die Schule gingen. Für falsche Antworten oder bei schlechtem Benehmen gab es häufig Prügel, was die Begeisterung der Schüler für den Cheder zusätzlich sinken ließ. Neben anderen üblichen Strafen, wie das in der Ecke Stehen mit einem Besen in der Hand, gab es auch raffiniertere: Oft wurden die Schüler bestraft, indem ihnen der Melamed einen Topf oder Korb auf den Kopf setzte (jiddisch »a rondl ojfn kop«) oder ihnen befahl, in der Ecke stehend ein Bündel auf dem Rücken zu tragen (jiddisch »a pekl«). Diese Strafe war allerdings auch in polnischen Schulen üblich, woher wahrscheinlich der Spitzname »tłumok« (polnisch für Bündel) kommt, was einen Dummkopf bezeichnet.

gierung beanstandeten die Ausbildung im Cheder vor allem deswegen, weil dieser ihrer Meinung nach durch seine sprachliche und räumliche Abschottung von der christlichen Umwelt die Integration und Emanzipation der Juden behinderte. Zudem beklagten sie die entsetzlichen hygienischen Bedingungen, die in den *engen, stickigen, dunklen*<sup>7</sup> Chadarim herrschten. Sie sprachen sich für zusätzlichen Unterricht in der Landessprache aus und forderten die Einbeziehung weltlicher und berufspraktischer Inhalte. Nach der Einführung der allgemeinen Schulpflicht 1919 agitierte selbst die konservative Partei »Agudas Jisrael« für eine schrittweise Modernisierung der Chadarim. Sie sollten, ähnlich wie die immer beliebteren weltlichen jüdischen Schulen, vom



*Talmud. Mea Shearim, Jerusalem 2003  
© Benjamin Reich*

## Kritik und Innovation

Bereits im 19. Jahrhundert kritisierten sowohl die Orthodoxie als auch akkulturierte jüdische Kreise das Cheder-System. Die traditionellen Juden beklagten an erster Stelle die mangelhafte Qualifikation der Lehrer und ihr fehlendes Engagement für den Unterricht. Tatsächlich gingen aufgrund der schlechten Bezahlung vor allem in kleinen Dörfern die meisten Melamedim anderen beruflichen Nebentätigkeiten nach. Befürworter der jüdischen Aufklärung sowie die polnische Re-

polnischen Staat nicht mehr nur als Abendschulen anerkannt werden. Als Bedingung für die Anerkennung sollten die Chadarim mindestens zwölf Stunden in der Woche säkulare Fächer in polnischer Sprache unterrichten. Allerdings unterlag eine große Anzahl kleiner Chadarim nach wie vor keiner staatlichen Kontrolle. Erst 1936 wurden sie, wie die Talmud-Tora-Schulen, offiziell als »jüdische religiöse Grundschulen« anerkannt.

Angesichts der fortschreitenden Emanzipation und Säkularisierung waren jüdische Jugendliche mit einer rein religiösen Bildung den täglichen Anforderungen

kaum mehr gewachsen. Aus diesem Grund besuchten immer mehr Jungen neben oder anstelle der Chadarim reguläre weltliche Schulen, zumal die Eltern, insbesondere jene aus den akkulturierten Kreisen, immer weniger Interesse an der religiösen Bildung ihrer Nachkommen zeigten. In die Chadarim wurden die Knaben vor allem aus Rücksichtnahme auf die Großeltern geschickt, die noch großen Wert auf eine traditionelle jüdische Bildung legten. Deswegen waren es auch meistens die Großeltern, die finanziell für die Chadarim aufkamen. Deren Unterricht wurde übrigens zunehmend häufiger in den Nachmittagsstunden erteilt, um nicht mit dem Unterricht an den säkularen Schulen zu kollidieren. Zwar bestand die Ausbildung im Cheder im

ihrer Aufsicht. 1934 vereinte »Chorew« insgesamt fast 500 Schulen mit 81.676 Schülern in ihrer Organisation.<sup>8</sup> Laut dem jüdischen Schriftsteller und Pädagogen Chaim Salomon Každan (1883–1979) gab es in Polen im Schuljahr 1934/35 rund 40.000 Schüler in 1.500 Chadarim. 83 Prozent von ihnen hatten lediglich 15–20 Schüler und einen Lehrer, nur die größeren Gemeinde-Chadarim zählten bis zu 60 Schüler.<sup>9</sup>

Mit der Ratifizierung des Minderheitenabkommens während der Verhandlungen in Versailles 1919 garantierte der polnische Staat allen nationalen Minderheiten Schulen und andere Bildungs- sowie Kulturinstitutionen in den eigenen Sprachen, für die diese jedoch selbst aufkommen sollten. Im Falle der



*Chavruta. Mea Shearim, Jerusalem 2003  
© Benyamin Reich*

traditionellen osteuropäischen Judentum vielerorts bis zum Holocaust, aber der gesellschaftliche Wandel trug wesentlich zur schrittweisen Auflösung des Cheder-Systems bei. Um dieser entgegenzuwirken wurde auf Initiative der »Agudas Jisrael«, die wegen der wachsenden Popularität weltlicher jüdischer Schulen besorgt war, 1929 die zentrale Bildungsorganisation »Chorew« (Berg im Sinai, auf dem Moses die Gebote empfing) ins Leben gerufen, eine Art Dachverband für stark religiös geprägte Knabenschulen. Außer den Chadarim befanden sich auch Talmud-Tora-Schulen sowie Jeschiwot unter

jüdischen Minderheit verpflichtete sich der Staat jedoch dazu, öffentliche Schulen mit jiddischer oder hebräischer Unterrichtssprache zu finanzieren. So entstand eine Reihe von säkularen jüdischen Schulen neuen Typs, die eine Alternative zum Cheder boten, unter ihnen die sogenannten »Szabasówki«. Ihr Name kommt daher, dass sie an Samstagen und anderen jüdischen Feiertagen geschlossen blieben. An Sonntagen und christlichen Feiertagen konnte dort Unterricht abgehalten werden, allerdings nur, wenn das lokale Pfarramt zustimmte.

## Jüdische Kinder an staatlichen Schulen

Da in der Zweiten Polnischen Republik die allgemeine Schulpflicht galt, waren jene Eltern, die sich keine Privatschule leisten konnten oder auf dem Land lebten, in der Regel dazu gezwungen, ihre Kinder an die nächstgelegene, in den meisten Fällen polnische Schule zu schicken. Dies führte dazu, dass sogar die Kinder aus sehr traditionellen jüdischen Familien dem Prozess der Akkulturierung ausgesetzt waren: Sie besuchten Einrichtungen, in denen Polnisch die Unterrichtssprache war und die von Patriotismus und der katholischen Religion förmlich »durchtränkt« waren. Dies galt insbesondere

den 1930er Jahren gab es in Polen bereits über 110 dieser Schulen mit knapp 31.000 Schülerinnen.<sup>10</sup> Nach Sarah Schenirer sind vor allem in den USA zahlreiche jüdische Bildungseinrichtungen benannt.

Die Mehrheit meiner Interviewpartner/innen besuchte öffentliche Schulen mit polnischer Unterrichtssprache, die allen Kindern in der Zweiten Polnischen Republik, ungeachtet ihrer Nationalität oder des religiösen Bekenntnisses, zur Verfügung standen. Ihre Beliebtheit bei jüdischen Eltern lässt sich hauptsächlich damit begründen, dass sie kostenlos waren. Der Unterricht fand dort aber auch samstags statt und verletzte somit einen der wichtigsten Grundsätze des jüdischen



*Stella Kochawa Tzur, eine Holocaust-Überlebende. Sie hält einen Prospekt in der Hand, auf dem steht: »Zurück in die Schule.« © Marta Ansilewska*

für die Töchter, die ihrer allgemeinen Schulpflicht meistens ohnehin an polnischen Schulen nachkamen. Nur ein kleiner Teil der Mädchen aus wohlhabenden Familien besuchte die privaten religiösen Schulen »Bet Jaakow« (Haus Jakobs), die – ähnlich wie Chadarim – trotz didaktischer und organisatorischer Auflagen eine weitreichende Autonomie in Lehre und Erziehung genossen und säkulare Lehrpläne mit religiösem Unterricht kombinierten. Die erste Bet Jaakow wurde 1918 in Krakau von der Rabbinerstochter Sarah Schenirer (1883–1935) mit Unterstützung der »Agudas Jisrael« gegründet. In

Glaubens, das Feiern des Schabbat, was insbesondere für die Kinder aus religiösen Familien ein großes Hindernis darstellte.

Polnische Bildungs- und Erziehungseinrichtungen übten einen bedeutenden Einfluss auf die Identitätsbildungsprozesse der von mir interviewten Personen aus. Unter meinen Gesprächspartner/innen befanden sich Männer und Frauen, die, sei es auf Grund ihres geringen Alters oder auf Grund der fortgeschrittenen Assimilation ihrer Eltern, bis zum Zeitpunkt ihrer Einschulung über ihre jüdische Herkunft nicht Bescheid wussten.

Sie berichteten, dass es die Schule war, die sie zum ersten Mal in ihrem Leben dazu aufforderte, über ihre nationale und religiöse Identität nachzudenken. Auch den Kindern, die sich ihrer jüdischen Herkunft bewusst waren, oder denen, die sich durchwegs als Polen fühlten und sich noch nie mit ihrer Identität beschäftigt hatten, vermittelte der Schulbesuch, dass sie »anders« wären. Sichtbar wurde die Differenzierung schon bei der Anmeldung, bei der Kinder mit jüdischem Glauben gesondert registriert wurden. Darüber hinaus nahmen sie weder an den für die Katholiken obligatorischen Gebeten und Schulmessen teil, noch besuchten sie den Religionsunterricht.

Viele Zeitzeugen erwähnten, dass sie in der Schule schikaniert wurden und sich deswegen sehr unbehaglich fühlten. Meistens handelte es sich um antisemitische Bemerkungen seitens der polnischen Schüler oder Lehrer, die sie schmähten und verspotteten. Handgreiflichkeiten oder Kämpfe blieben hingegen Einzelfälle. Wie sehr den Kindern diese Sticheleien zu schaffen

machten, verdeutlicht Barbara G. mit ihrer Aussage: *Als der Krieg ausbrach, war ich sehr zufrieden darüber, dass ich nicht mehr zur Schule gehen musste.*<sup>11</sup>

Ferner bemerkten die Befragten, dass sie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft nur schwer Bekanntschaften mit Polen machten. Diese Umstände wirkten sich negativ auf ihre soziale Identität aus, da den nicht mehr in einem jüdischen Milieu lebenden Schüler/innen eine Gruppe von Altersgenossen fehlte, in der sie sich hätten akzeptiert fühlen, ja mit der sie sich hätten identifizieren können. Daher fügte sich ein Teil meiner Gesprächspartner/innen in die Assimilation, da sie hofften, dadurch das Wohlwollen ihrer katholischen Freunde zu gewinnen. Um dem Gefühl der Ausgrenzung entgegenzuwirken, erklärten sich einige Eltern sogar mit der Teilnahme ihrer Kinder am katholischen Religionsunterricht einverstanden. Wenn die Kinder dann immer noch von Seiten der polnischen Schulkameraden oder Lehrer Spott und Ausgrenzung erfuhren, wechselten sie die Einrichtung.

**iv** INDUSTRIELLEN  
VEREINIGUNG

**INNOVATION ...**

**... sichert Wohlstand!**

[www.iv-net.at](http://www.iv-net.at)



## Vielfältiges Bildungssystem

Die jüdischen Kinder waren dem Assimilierungsdruck an den polnischen Schulen jedoch keineswegs »ausgeliefert«, da das Schulwesen in der Zwischenkriegszeit nicht ausschließlich in staatlichen, sondern auch in den Händen diverser politischer Parteien und jüdischer Institutionen lag. Diese Vereinigungen boten unterschiedliche, oft miteinander konkurrierende Erziehungsmodelle an, die die Ausbildung sowie Aufrechterhaltung eines nationalen und/oder religiösen Bewusstseins unter den jüdischen Jugendlichen zum Ziel hatten. Außer der bereits erwähnten Organisation »Chorew«, die eng mit der orthodoxen Partei »Agudas Jisrael« zusammenarbeitete, waren dies etwa die vom Kultur- und Bildungsverein »Tarbut« (hebräisch: Kultur) betriebenen Schulen, die großen Wert auf die Erziehung im zionistischen Geist legten, oder die Einrichtungen des »Zentralen Jüdischen Schulverbandes« (CISZO). Die Institute des Schul- und Kulturverbandes »Schul-Kults« standen den in der jüdischen »Folkspartei« organisierten »Folkisten«, die für eine soziale und kulturelle Autonomie der Juden eintraten, und den im sozialistischen »Allgemeinen jüdischen Arbeiterbund« organisierten »Bundisten« nahe.

Krystyna N., die den jüdischen Kindergarten und die Schule des »Bunds« mit polnischer und jiddischer Unterrichtssprache besuchte, begründet die Entscheidung ihrer Mutter für diese Schule, wie folgt: *Meine Mutter wollte einfach, dass ich diese [jüdische] Identität ausbilde.* Vielleicht sorgte sich Krystynas Mutter aber auch wegen einer zu starken Anpassung ihrer Tochter, was für Kinder aus assimilierten Familien charakteristisch gewesen wäre. Im Zuge der Annahme des polnischen Lebensstils war nämlich ein gleichzeitiger sukzessiver Verlust des jüdischen Erbes zu beobachten. Die Übernahme der polnischen »Hochkultur« ging häufig mit dem Niedergang des Wissens um die jüdische Geschichte, Religion und Tradition einher. Insbesondere die Unkenntnis der jiddischen Sprache zog weitere Konsequenzen für die Identitätsbildungsprozesse meiner Gesprächspartner/innen nach sich, da sie ihnen den Kontakt zur eigenen Familie und zur traditionellen jüdischen Gesellschaft erschwerte. Noch zum Zeitpunkt der Interviews empfanden viele Befragte eine innere Leerstelle, die sie mit der mangelnden Kenntnis der eigenen Wurzeln erklärten und für die sie ihre Eltern verantwortlich machten.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass trotz der breit differenzierten Schullandschaft in der Zweiten Polnischen Republik die Erinnerung der jüdischen Kinder an ihre Schulzeit eher negativ besetzt ist. Dies traf so-

wohl bei Jungen aus orthodoxen Familien, die einen Cheder besuchten, als auch bei den Kindern assimilierten Eltern zu, die in polnische Schulen gingen. Der Cheder mit seinen »rückständigen« Lehrmethoden und langen Schulzeiten war ebenso unbeliebt wie staatliche polnische Schulen, wo meine Gesprächspartner/innen immer wieder mit Antisemitismus konfrontiert waren. Aus diesem Grund standen viele, vor allem ärmere Eltern vor der schweren Aufgabe, eine passende Schule zu finden, in der sich ihre Kinder wohl fühlen konnten. Zwar gab es vor 1939 eine Reihe ideologisch gefärbter Schulen diverser politischer Richtungen, aber diese waren in den ländlichen Regionen relativ selten vorhanden. Daher hatten die Eltern angesichts der allgemeinen Schulpflicht keine andere Wahl, als ihre Kinder in die staatlichen polnischen Schulen zu schicken. Und dort lernten auch die jüdischen Schüler/innen das am Anfang zitierte Lied von »Maria«, die mit einem Lächeln im Gesicht in die Schule geht. □

### Anmerkungen

- 1 Titel der Dissertation: *Durch Taufe befreit? Die religiös-nationale Identität der polnischen Holocaustkinder nach 1945.*
- 2 Vgl. Engin Günay, *Kultur im Wandel. Mehrkulturelle Identität bei Migrationsfolgegenerationen.* Bern 2001, S. 10; Paul Ricœur, *Das Selbst als ein Anderer.* München 1996, S. 151; Heiner Keupp u. a. (Hrsg.), *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne.* Reinbeck 2008, S. 180; Michel Wieviorka, *Kulturelle Differenzen und kollektive Identitäten.* Hamburg 2003, S. 168.
- 3 Regina Lilientalowa, *Dziecko żydowskie.* Warszawa 2007 (zuerst Kraków 1927).
- 4 Vgl. beispielsweise Marta Ansilewska, Christopher Spatz, *Gemeinsam einsam? Ein Vergleich »polnischer Holocaustkinder« und »ostpreußischer Wolfskinder«.* In: *BIOS 2* (2012), S. 279–296; Christof Dejung, *Oral History und kollektives Gedächtnis. Für eine sozialhistorische Erweiterung der Erinnerungsgeschichte.* In: *Geschichte und Gesellschaft 34* (2008), S. 96–115.
- 5 Siehe Günter Stemberger, *Kinder lernen Tora. Rabbinische Perspektiven.* In: *Gottes Kinder. Jahrbuch für Biblische Theologie 17* (2002), S. 121–137.
- 6 Vgl. Lilientalowa, S. 86; Martha Keil, »Setzt Kinderlehrer ein in jeder Stadt«. *Kinderunterricht im mittelalterlichen Aschkenas.* In: *Jahrbuch für historische Bildungsforschung 12* (2006), S. 117–146.
- 7 Vgl. Lilientalowa, S. 89.
- 8 Vgl. Zofia Borzymińska, Rafał Żebrowski (Hrsg.), *Polski słownik judaistyczny.* Warszawa 2003, S. 291.
- 9 *Ebd.*, S. 283.
- 10 *Ebd.*, S. 161. Siehe auch Shaul Stampfer, »Gender Differentiation and Education of the Jewish Woman in Nineteenth Century Eastern Europe«. In: *Polin 7* (1992), S. 63–87; Deborah Weissman, »Bais Ya'akov as an Innovation in Jewish Women's Education: A Contribution to the Study of Education and Social Change«. In: *Studies in Jewish Education 7* (1995), S. 278–299; [http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Schenirer\\_Sarah](http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/Schenirer_Sarah) (Zugriff: 10.3.2014).
- 11 Interview mit Barbara G. (6.6.2012).

# Entdecken Sie die Vielfalt der Wiener Einkaufsstrassen



*So bunt wie das Leben*

**Die Wiener Einkaufsstrassen**  
WWW.EINKAUFSTRASSEN.AT

**WKO** WIEN  
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN  
Weiter kommen.

Besuchen Sie uns auf  
[www.einkaufsstrassen.at](http://www.einkaufsstrassen.at)

# Jüdische Kindheit und Jugend

## Autobiographische Berichte der

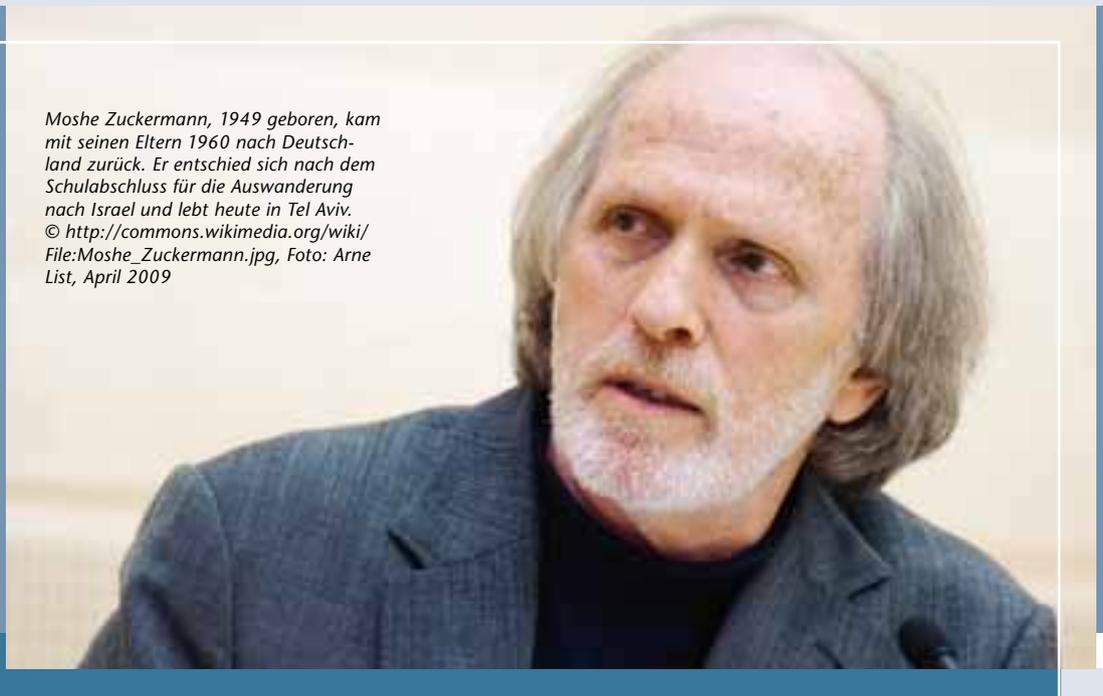
Meron Mendel

Hätte man jüdischen Kindern und Jugendlichen unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Wahl gelassen, wo sie aufwachsen wollen, so hätten wohl die wenigsten von ihnen Deutschland als ihr Heimatland gewählt. 1963 lebten dennoch ca. 4.000 jüdische Kinder und Jugendliche in der Bundesrepublik. In der historischen Forschung werden diese zwischen 1940 und 1960 Geborenen als »zweite Generation« bezeichnet. Der Großteil sind Kinder osteuropäischer Shoah-Überlebender, die sich nach dem Krieg in DP-Camps in den westlichen Besatzungszonen aufhielten und in Deutschland »hängen blieben«. Die Mitglieder dieser Gruppe wurden – mit wenigen Ausnahmen – nach 1945 geboren, da nur wenige Kleinkinder und

Säuglinge die Ghettos und Lager überlebten. Ein weiterer Teil sind Kinder von deutschen Juden, die vornehmlich mit ihren Eltern aus der Emigration zurückkamen oder vor der Verfolgung versteckt worden waren.

Bereits in den 1950er Jahren stellte man fest, dass sich die jüdischen Kinder und Jugendlichen in Deutschland in einer besonderen Situation befanden, die möglicherweise eine Wirkung auf ihre Sozialisation haben könnte. Der Soziologe und Pädagoge Walter W. Jacob Oppenheimer warf schon damals die Frage auf, ob für diese Gruppe *ein jüdisches Leben in Deutschland ohne erhebliche Opfer an psychischer Gesundheit und freiem Menschentum überhaupt möglich sei*.<sup>1</sup> Zwischen den Jahren 1956 und 1962 untersuchte Oppenheimer die

Moshe Zuckermann, 1949 geboren, kam mit seinen Eltern 1960 nach Deutschland zurück. Er entschied sich nach dem Schulabschluss für die Auswanderung nach Israel und lebt heute in Tel Aviv.  
© [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Moshe\\_Zuckermann.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Moshe_Zuckermann.jpg), Foto: Arne List, April 2009



# im Nachkriegsdeutschland

## »zweiten Generation«

»sozialpsychologische Situation der jüdischen Jugend in Deutschland« und kam zu dem Ergebnis, dass die Entwicklung einer »gesunden« jüdischen Identität in Deutschland nicht möglich sei: *Es entsteht ein permanenter seelischer Konflikt, der – je nach der Vitalität der jüdischen Leit- und Vorbilder – mehr oder weniger komplexen Charakter hat und sich unter anderem in Verhaltens-, Lern- und psychosomatischen Störungen äußert.* Für Oppenheimer kamen deshalb nur zwei Lösungen in Frage: entweder entschieden sich die Eltern bewusst, *ihre Kinder jeder jüdischen Erziehung zu entziehen* und die *vollständige Assimilation an das Deutschtum* anzustreben oder sie müssten sich von ihren Kindern trennen und sie mit jungen Jahren ins Ausland schicken.<sup>2</sup>

### Kindheit zwischen zwei Welten

Fast fünf Jahrzehnte nachdem Oppenheimer seine Analyse vorlegte, können wir auf die bereits zurückgelegten Lebenswege der Mitglieder der von ihm erforschten Gruppe zurückblicken und der Frage nachgehen, wie ihre Entwicklung unter den herrschenden Umständen fortschritt. Wie betrachten die Angehörigen der »zweiten Generation« selbst rückblickend ihre eigene Biographie, welche Stationen und Institutionen waren für ihre Sozialisation bedeutend?

In den letzten Jahrzehnten wurden einige Autobiographien und Erinnerungssammlungen von Angehörigen der »zweiten Generation« publiziert, die einen

Micha Brumlik, 1947 geboren,  
hat den Großteil seines Lebens  
in Deutschland verbracht.  
© [http://de.wikipedia.org/wiki/  
Micha\\_Brumlik](http://de.wikipedia.org/wiki/Micha_Brumlik), Foto: Stephan  
Röhl, Februar 2012



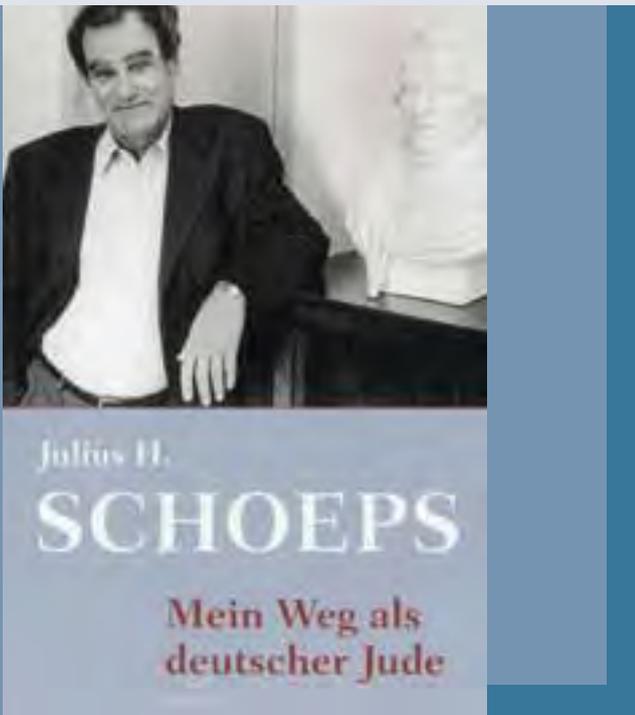


erfahrungsgeschichtlichen Einblick in diese Thematik ermöglichen. Diesem Beitrag liegen fünf Monographien zugrunde. Gewiss handelt es sich bei diesen autobiographischen Skizzen »lediglich« um Einzelfälle, so dass in diesem Rahmen keine generalisierbare Aussage über das Schicksal der »zweiten Generation« als solcher getroffen werden kann. Vielmehr wird hier der Versuch unternommen, nach Bedeutung und Kontext zu fragen und gleichsam vom Punktuellen zum Allgemeineren, vom Detail zum Ganzen, von innen nach außen, vom Individuum zur sozialen Gruppe vorzugehen.

*Dies ist nicht mein Land.* Diese Feststellung machte Lea Fleischmann zum Titel ihres autobiographischen Buches, das bereits 1980 erschien. Der Untertitel »Eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik« ergab sich nicht nur als eine logische Konsequenz aus dieser Erkenntnis, sondern war zugleich eine Lebensentscheidung. 1947 im Displaced Persons-Lager Föhrenwald in Oberbayern geboren und bis zu ihrem zehnten Lebensjahr dort mit Holocaustüberlebenden aufgewachsen, war die Abneigung gegenüber den Deutschen fester Bestandteil ihrer Sozialisation: *In meiner frühen Kindheit bestand die Welt aus zwei Sorten von Menschen. Aus Juden und Nazis. Die Juden kannte ich, die Nazis kannte ich auch. Aus Hunderten von Erzählungen, aus jedem*

*jüdischen Schicksal. Deutsche und Nazi waren damals für mich austauschbare Begriffe.*<sup>3</sup> Nachdem der Großteil der DPs Deutschland verlassen hatte, wurde das Lager Föhrenwald 1957 aufgelöst. Die Wenigen, die aufgrund ihres physischen oder psychischen Zustands die Bundesrepublik nicht verlassen wollten oder konnten, übersiedelten vor allem nach München oder Frankfurt am Main. Auch in den Städten vermieden die Überlebenden jeglichen gesellschaftlichen Umgang mit ihren nichtjüdischen Nachbarn und begrenzten ihre Berührungspunkte mit der »Tätergesellschaft« auf die notwendigsten Geschäftskontakte. Die Traumata der Kriegsjahre sowie die kulturelle Entfremdung von der deutschen Umgebung und der Vorbehalt gegenüber der deutschen Sprache prägten ihren Alltag: *In zwei Wohnblocks wohnten fortan die Juden aus Föhrenwald, man blieb unter sich. Ein kleines Getto in Frankfurt. Juden haben vor Juden keine Angst, man weiß, der andere wird einem nichts tun, man kann sagen, was man will. Man kann streiten, man macht Geschäfte untereinander, man bleibt sich Geld schuldig, man söhnt sich aus, ohne dass es in irgendeiner Form weitergemeldet wird.*<sup>4</sup>

Zwischen dem »virtuellen« Ghetto und der Außenwelt hatten die Kinder eine doppelte Aufgabe: Zum einen mussten sie als Vermittler zwischen den Welten fungieren, da die Eltern in der Regel der deutschen



»In Jerusalem habe ich meinen persönlichen Frieden mit Deutschland geschlossen. In Jerusalem fügten sich die Brüche in meinem Leben zu einer Einheit zusammen.« *Lea Fleischmann im Buch »Meine Sprache wohnt woanders. Gedanken zu Deutschland und Israel von Lea Fleischmann und Chaim Noll © Scherz Verlag/S. Fischer Verlag*

»...und ermunterten mich, so unbeschwert und frei wie eben möglich mein Leben in Deutschland zu beginnen.« *Daniel Cil Brecher in seinem Buch »Fremd in Zion«. München 2005 © Deutsche Verlagsanstalt*

»Es schämten sich überlebende oder zurückgekehrte deutsche Juden«. *Micha Brumlik in seinem Buch »Kein Weg als Deutscher und Jude«. München 1996 © Luchterhand Literaturverlag*

»Zeitweilig teilte ich das Zimmer mit dem Sohn des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß.« *Julius H. Schoeps, 1942 im schwedischen Exil geboren, 1948 nach Deutschland übersiedelt, in seinem Buch »Mein Weg als deutscher Jude«. Zürich 2003 © Pendo Verlag*

Sprache nicht mächtig waren und unter massiven Hemmungen im Umgang mit den deutschen Behörden litten. Zum anderen wurde von ihnen Solidarität mit dem Leiden der Eltern und eine Teilhabe an der Ablehnung alles »Deutschen« verlangt. Während die Elterngeneration ihre eigene Lebensrealität von der restlichen Gesellschaft abschotten konnte, mussten die Kinder zwischen den Milieus pendeln. *Ich ging in eine öffentliche Schule*, erinnert sich Lea Fleischmann, *und meine Kontakte mit Deutschen beschränkten sich ausschließlich auf die Schule. Ich kannte die Klassenkameraden, war aber nie bei ihnen eingeladen, ebenso wie sie nie zu mir nach Hause kamen. Niemals habe ich das Gefühl entwickelt, ein Teil der Klassengemeinschaft zu sein.*<sup>5</sup>

Wie Fleischmann wuchs auch der Historiker Moshe Zuckermann in Frankfurt am Main auf. Seine Eltern hielten sich zunächst in einem DP-Lager auf und wanderten dann nach Palästina aus. 1960 kehrte die Familie nach Deutschland zurück. In seinem autobiographischen Buch »Israel – Deutschland – Israel: Reflexionen eines Heimatlosen« beschreibt Zuckermann seine Kindheit in Tel Aviv und Frankfurt sowie seine Entscheidung, nach dem Abitur nach Israel zurückzukehren. Aus der Sicht eines Betroffenen macht er auf das »Doppelleben« jüdischer Jugendlicher in den ersten Jahrzehnten der alten Bundesrepublik aufmerksam:

Hin- und hergerissen zwischen der Mentalität des Aufden-Koffern-Sitzens der Eltern und dem nichtjüdischen Schulsystem, das von ihnen eine schnelle Integration verlangte, lebten sie ihren Alltag. Das Hauptproblem, reflektiert Zuckermann, lag letztlich in der »zweiten Generation« selbst, die das Tabu eines zu engen Kontakts mit »den Deutschen« in solchen Maßen internalisierte, dass sie sich die Möglichkeit eines Ausbruchs aus dem, wie Zuckermann ihren Zustand nannte, »goldenen Käfig« mental selbst versperrte.<sup>6</sup>

Das Selbstverständnis deutschsprachiger Juden, die in den 1930er Jahren aus NS-Deutschland ausgewandert und nach dem Krieg heimkehrten, unterschied sich von den DPs deutlich. Begründet durch die Schwierigkeiten bei dem Versuch, in ihrem Emigrationsland Fuß zu fassen und durch die Sehnsucht nach der deutschen Kultur, der Sprache oder dem Klima, häufig motiviert durch die Hoffnung, in der BRD ihre alten Lebensentwürfe fortsetzen zu können, die sie wegen des Nationalsozialismus abrupt hatten abbrechen müssen, fanden sie ihren Weg zurück. Auch die Wiedergutmachungsabkommen und das Wirtschaftswunder haben vielen von ihnen die Entscheidung nahe gebracht, diesen einzuschlagen. Insgesamt remigrierten jedoch bis zum Beginn der sechziger Jahre lediglich zwei bis drei Prozent der Juden, die nach 1933 aus dem »Dritten



Lea Fleischmann, 1947 in Ulm geboren, 1979 nach Israel ausgewandert. © Calenberger Online News

Reich« geflüchtet waren. Aufgrund ihrer Sozialisation konnten sich die Rückwanderer besser als die DPs in der Nachkriegsgesellschaft orientieren. Sie verlangten von ihren Kindern keineswegs, den gesellschaftlichen Kontakt mit der nichtjüdischen Umgebung zu vermeiden, sondern forderten vielmehr von ihnen, zwischen den ehemaligen Nationalsozialisten bzw. Mitläufern und den »Anti-Nazis« zu differenzieren. Ein freier und ungezwungener Umgang mit allen Deutschen schien in den 1950er Jahren noch nicht möglich.

In seiner Autobiographie »Fremd in Zion. Aufzeichnungen eines Unzuverlässigen« blickt Daniel Cil Brecher auf das Verhalten seiner aus Czernowitz stammenden Eltern, die 1953 aus Tel-Aviv nach Düsseldorf kamen, gegenüber der nichtjüdischen Umwelt zurück: *Sie gaben mir ein differenziertes Bild der deutschen Gesellschaft mit auf den Weg und ermunterten mich, so unbeschwert und frei wie eben möglich mein Leben in Deutschland zu beginnen. Aber auch sie zogen Grenzen. Sie suchten und fanden nichtjüdische Freunde unter den unbedenklichen Gruppen der politischen Emigranten und Anti-Nazis, praktizierten ansonsten große Zurückhaltung und Vorsicht.*<sup>7</sup>

Trotz des Unterschieds zwischen den osteuropäischen DPs und den Juden aus dem deutschsprachigen Kulturraum teilten alle nach dem Krieg in Westdeutsch-

land lebenden Juden ein Gefühl, das die Erziehung der »zweiten Generation« prägte – ein Gefühl der Scham: *Es schämten sich überlebende oder zurückgekehrte deutsche Juden*, schreibt Micha Brumlik in seiner Autobiographie. *Es schämten sich unter den polnischen Juden diejenigen, die einer vermeintlich ehrbaren Beschäftigung nachgingen, der vermeintlich unehrlichen Geschäftemacher, es schämten sich alle, die Angehörige verloren hatten, des Umstands, dass sie überhaupt überlebt hatten, und dessen, dass sie von dem Geschenk ihres Lebens nirgendwo anders Gebrauch machten als ausgerechnet im Lande der Mörder, auf dem verfluchten Boden Deutschlands.*<sup>8</sup>

Für die Kinder, die mit ihren Eltern aus Israel nach Deutschland kamen, waren die Schamgefühle am stärksten. Da die Rückwanderung in den fünfziger Jahren besonders in Israel als ein Akt von Verrat gewertet und mit entsprechender Verachtung gestraft wurde, behaupteten die Eltern oft, dass die Rückkehr lediglich ein Besuch sei. Charakteristisch ist die Erinnerung von Moshe Zuckermann an seine Mutter, die die Auswanderung nach Deutschland geheim hielt und den Nachbarn von einer Reise »für einige Jahre« in die Schweiz erzählte.

*Ohne dass ich damals hätte genau begreifen können, was die Schweiz damit zu tun haben sollte, drängte sich mir von da an die verschwommene, erst nach und nach sich klärende Ahnung davon auf, dass unsere Reise ins*

fremde Land sich meiner Mutter mit etwas zu Verbergen-dem verband und dass der Grund dafür in besonderer Weise mit »Deutschland« zusammenhing.<sup>9</sup> Auch in der Bundesrepublik glaubten die Eltern immer noch, nur auf Zwischenstation zu sein, aus den sprichwörtlich »gepackten Koffern« zu leben, und erzogen ihre Kinder dementsprechend. Viele Angehörige der »ersten Generation« führten oder führen dennoch ihr Leben in Deutschland zu Ende.

Das elterliche Problem, ihr Leben im »Land der Täter« zu legitimieren, spiegelt sich in dem Bewusstsein der Kinder wider. Im Elternhaus gab es keine klare Identitätsvorlage, sondern es standen lediglich widersprüchliche und zum Teil unausgesprochene Erwartungen im Raum. Daniel Cil Brecher beschreibt diese Situation folgendermaßen: *So wuchsen meine Altersgenossen und ich in einem seltsamen Vakuum auf: Der Ursprung unserer Eltern war durch den Holocaust verdeckt oder hinter dem »Eisernen Vorhang« verschwunden, Vorgeschichte und Erinnerung an Familie und Heimat fielen unter das Schweigen, das um »die Vergangenheit« herrschte, und die deutsche Gesellschaft kam für viele von uns als Vorbild und Ziel von Anpassungsbemühungen nicht in Frage.*<sup>10</sup>

Mit dem Wissen um dieses Vakuum lässt sich die Lebensgeschichte von Julius H. Schoeps als eine Besonderheit verstehen. Sein Vater Hans-Joachim war nach seiner Selbstdefinition ein bekennender »Jude, Preuße und Konservativer«<sup>11</sup> aus einer traditionsreichen assimilierten Familie, der bereits in Dezember 1946 den Weg zurück in seine Heimat fand. Julius Schoeps wurde 1942 im schwedischen Exil geboren, 1948 folgte er mit seinem Bruder dem Vater, der zu den wenigen deutschen Juden zählte, die nach dem Holocaust noch immer von der Idee der Assimilation überzeugt waren. Auch die Ermordung seines Vaters in Theresienstadt und seiner Mutter in Auschwitz hatten nichts an dem leidenschaftlichen Glauben an den deutschen Staat und dessen Volk ändern können. Die Religionszugehörigkeit sollte in keiner Weise die Identifikation seiner Söhne mit Deutschland beeinträchtigen. Wie der Vater hielten sich die Kinder in einer nichtjüdischen Umwelt auf und die kleine Familie pflegte kaum Kontakte mit anderen Juden. Hans-Joachim Schoeps war sogar bereit, seiner Weltanschauung so weit treu zu bleiben, dass er seinen Sohn mit zehn Jahren auf ein Internat auf dem Obersalzberg schickte. Dieses, untergebracht im ehemaligen Anwesen des Reichsleiters der Partei-Kanzlei der NSDAP Martin Bormann, besuchten zu dieser Zeit auch mehrere Kinder von früheren ranghohen NS-Funktionären. Jahrzehnte später stellte sich Julius Schoeps immer

noch die Frage nach den Motiven für die Entscheidung seines Vaters: *Was sich mein Vater dabei gedacht hatte, mich auf den Obersalzberg zu schicken, ist mir bis heute rätselhaft. Zweifellos hat er gewusst, in welche Umgebung ich kam. Es war geradezu paradox, dass ich, der kleine jüdische Junge, der aus dem Exil zurückgekehrt war, die Schulbank mit den Kindern einstiger Nazi-Größen drücken musste. Zeitweilig teilte ich das Zimmer mit dem Sohn des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß.*<sup>12</sup>

Die Mehrheit der Juden im Nachkriegsdeutschland konnte und wollte die Vergangenheit jedoch nicht so schnell beiseite legen und geriet deshalb in ein anderes Paradox: Sie konnten ihren Kindern weder ein kohärentes Narrativ vom Leben in Deutschland noch relevante Identitätsvorlagen und Vorbilder anbieten. In diesem Vakuum übernahm eine Institution die Rolle, den Jugendlichen klare Lebensentwürfe und Identifikationsmodelle aufzuzeigen: Die Zionistische Jugend in Deutschland (ZJD). Deren Mitglieder legten den Eid ab, nach Abschluss ihrer Schulausbildung nach Israel auszuwandern. Der allmähliche Prozess, in dem die jüdischen Gemeinden ihre Legitimation in Deutschland

## Tagen am Fuße der Rax

Das Seminar•Park•Hotel Hirschwang, nur wenige Minuten von der Raxseilbahn entfernt, bietet für Seminare als auch den Erholungssuchenden den richtigen Rahmen.

- 75 helle Gästezimmer mit kostenlosem WLAN
- 9 Seminarräume, alle mit Tageslicht und moderner Technik
- Restaurant mit Buffet und Tagesspezialitäten
- Große Sonnenterrasse für Ihren Kaffee und Snack
- 3 ha großer Park (mit Hochseilgarten-Elementen auf Anfrage)
- Reichenauer Festspiele
- Weitläufige Rad- und Wanderwege
- Klettersteige
- Veranstaltungen für bis zu 250 Personen möglich
- Spezielle Packages für Geschäftskunden und Urlaubsgäste

Besuchen Sie uns auf  
[www.seminarparkhotel.at](http://www.seminarparkhotel.at)

SEMINAR • PARK • HOTEL  
HIRSCHWANG

2651 Reichenau, Trautenberg-Strasse 1, Tel. 02666 58110, [www.seminarparkhotel.at](http://www.seminarparkhotel.at)



fanden, zwang auch die ZJD im Lauf der Jahre zur Lockerung des ideologischen Drucks zur Auswanderung: *Hieß es zunächst noch in ihren Statuten, jedes Organisationsmitglied verpflichtete sich nach dem Abitur nicht nur auf Alijah [Einwanderung nach Israel], sondern gleich auf ein Leben im Kibbuz, so sah man sehr bald ein, dass die doktrinaire Rigidität nicht durchzuhalten sei, und begnügte sich mit der bloßen Verpflichtung, früher oder später nach Israel zu gehen.*<sup>13</sup>

## Auswanderung ins »Gelobte Land«?

Welche Wege haben schließlich die Protagonisten dieses Beitrags eingeschlagen? Julius H. Schoeps folgte den Zielen seines Vaters und studierte und promovierte nach seinem Abitur in Erlangen und Berlin. Seit 1991 ist er als Professor für deutsch-jüdische Geschichte in Potsdam tätig. Erst nachdem er sein Vaterhaus verlassen hatte, drängten sich ihm die Fragen auf, die jahrelang nicht gestellt wurden. Nach den Jahren der Verdrängung und den daraus resultierenden Hemmungen setzte er sich als Historiker mit dem Schicksal jüdischer Opfer während des Holocaust auseinander. Der Sechstage-Krieg löste bei ihm zum ersten Mal das Interesse aus, seinen Bezug zu Israel und zum Judentum zu hinterfragen: *Dieser [Krieg] veränderte mein Leben von Grund auf. Ich nahm mir zwar nicht vor, wie viele andere, nach Israel überzusiedeln, begann aber, mich zu fragen, was mein Judesein mit dem Staat Israel zu tun hatte. War die Gründung des Staates Israel die Folge des gescheiterten Assimilationsprozesses?*<sup>14</sup>

Lea Fleischmann beschloss im August 1979, nachdem sie fünf Jahre in einer deutschen Fachschule gelehrt hatte, nach Israel zu übersiedeln. In ihrer Autobiographie zieht sie eine bittere Bilanz über die Möglichkeit jüdischen Lebens in Deutschland. Heute lebt Fleischmann als deutschsprachige Schriftstellerin in Jerusalem. Sie hat sich inzwischen mit ihrem Geburtsland versöhnt: *In Jerusalem habe ich meinen persönlichen Frieden mit Deutschland geschlossen. In Jerusalem fügten sich die Brüche in meinem Leben zu einer Einheit zusammen.*<sup>15</sup>

Zuckermann, Brecher und Brumlik entschieden sich nach ihrem Schulabschluss für die Auswanderung nach Israel. Ihre Vorstellung von dem »gelobten« Land traf sich jedoch nicht mit der Realität, da sie überwiegend auf der Projektion ihrer eigenen Identitätssuche basier-

te und aus dem von der ZJD vermittelten abstrakten, ideologisch aufgeladenen Bild resultierte. Die desillusionierte Erfahrung war zwar schmerzhaft, regte aber zugleich ein Nachdenken über ihren eigenen Bezug zu Deutschland an. Moshe Zuckermann beschloss, trotz der herben Enttäuschung vom Land, in Israel zu bleiben. Dort ordnete er sich dem anti- bzw. nichtzionistischen Rand des politischen Spektrums zu. Seine Kontakte nach Deutschland, das er als »vertraute Unheimat« bezeichnet, pflegt er durch akademische Besuche und Publikationen in deutscher Sprache.

Daniel Cil Brecher lebte jahrelang als Außenseiter in der israelischen Gesellschaft: *Ich war weder religiös, noch war ich länger Zionist, und ich konnte die Kluft, die sich täglich zwischen mir und meiner Umwelt weiter öffnete, immer weniger leicht überwinden. Immer öfter erschien mir mein Leben in Israel als gescheitert – zu viele Kompromisse, zu wenig Glück.*<sup>16</sup> Nach knapp zwanzig Jahren in Israel hat sich Brecher zum zweiten Mal in seinem Leben für die Auswanderung entschieden und ließ sich 1986 in der Schweiz nieder.

Micha Brumlik entschied bereits nach zwei Jahren in die BRD zurückzukehren, wobei er diesen Entschluss als »unwiderruflich und endgültig« beschreibt: *Es tauchte das Bild meiner Mutter auf, meiner Mutter, die sich nie hatte verzeihen können, meinem Vater nach Deutschland gefolgt zu sein, meiner Mutter, die nach der Trennung von meinem Vater alle zwei Jahre – mehr oder minder verzweifelt – erneut erwog, ihre Frankfurter Wohnung aufzulösen. [...] So ein Leben, das war alles, was ich wusste, so ein Leben wollte ich nicht führen. Und darum war der Entschluss, den ich traf, klar und eindeutig: ich würde in Deutschland leben.*<sup>17</sup> Nach seiner Rückkehr studierte Brumlik an der Universität Frankfurt und war dort sowie in Heidelberg bis 2013 als Professor für Erziehungswissenschaften tätig.

Bezeichnend ist, dass sich die Fragen, mit denen sich die Autoren in ihren Autobiographien auseinandersetzen, auch in ihrem Forschungsinteresse bzw. in der Auswahl ihrer Veröffentlichungen niederschlagen. Sowohl Schoeps als auch Brumlik und Zuckermann befassen sich wissenschaftlich mit den Problemen der deutsch-jüdischen Beziehungsgeschichte. Auch Brecher machte die jüdische Geschichte zum Schwerpunkt seines Studiums und Fleischmann widmet ihre Arbeit dem christlich-jüdischen und deutsch-israelischen Dialog.

## Wo gehöre ich hin?

Wenn es in der Autobiographie darum geht, über sich selbst zu schreiben, sich die Frage zu stellen »Wie bin ich geworden, was ich heute bin?«, rückt in den Reflexionen der »zweiten Generation« eine weitere existenzielle Frage in den Vordergrund: »Wo gehöre ich hin?« In dem individuellen Prozess der Identitätsentwicklung und -findung war diese unvermeidbar mit der Konfrontation mit der Elterngeneration verbunden. *Hätten sie nicht ein andres Land wählen und mir dieses unerträgliche Gefühl ersparen können, nirgendwo dazuzugehören?*, fragt sich Daniel Cil Brecher<sup>18</sup> und drückt damit stellvertretend für viele Vertreter der »zweiten Generation« einen durch lange Jahre unausgesprochenen Vorwurf aus.

Wie ihre Lebensgeschichten zeigen, beantwortete jeder der Autoren die Zugehörigkeitsfrage zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedlich. Der Weg, den jeder einzelne von ihnen eingeschlagen hat und dem er/sie immer noch folgt, ist der Ausdruck eines individuellen Umgangs mit den Identitätskonflikten, denen sich die »zweite Generation« stellen musste. □

## Anmerkungen

- 1 Walter W. Jacob Oppenheimer, *Jüdische Jugend in Deutschland*. München 1967, S. 18.
- 2 Ebd., S. 168–169.
- 3 Lea Fleischmann, *Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verlässt die Bundesrepublik*. Hamburg 1980, S. 25.
- 4 Ebd., S. 31.
- 5 Ebd.
- 6 Moshe Zuckermann, *Israel – Deutschland – Israel: Reflexionen eines Heimatlosen*. Wien 2006, S. 80.
- 7 Daniel Cil Brecher, *Fremd in Zion. Aufzeichnungen eines Unzuverlässigen*. München 2005, S. 172.
- 8 Micha Brumlik, *Kein Weg als Deutscher und Jude. Eine bundesrepublikanische Erfahrung*. München 2000, S. 29–30.
- 9 Zuckermann, S. 56.
- 10 Brecher, S. 177.
- 11 Julius H. Schoeps, *Mein Weg als deutscher Jude. Autobiographische Notizen*. Zürich 2003, S. 15.
- 12 Ebd., S. 53.
- 13 Zuckermann, S. 82.
- 14 Schoeps, S. 245.
- 15 Lea Fleischmann, *Die unbeantworteten Fragen meiner Kindheit*. In: Lea Fleischmann, Chaim Noll, *Meine Sprache wohnt woanders. Gedanken zu Deutschland und Israel*. Frankfurt/Main 2006, S. 29–50, hier S. 49.
- 16 Brecher, S. 16.
- 17 Brumlik, S. 91.
- 18 Brecher, S. 205.



Jetzt kommt Bewegung rein

**Mehr Zeit für meine Träume.**

Tagtäglich rollen rund 4.000 ÖBB-Züge quer durch Österreich und schenken Ihnen Zeit. Zum Schlafen, Musik hören, Kaffee trinken oder einfach nur zum Entspannen. Und schon sind Sie da: z.B. mit dem railjet von Wien nach Linz ab 1:15 Stunden.

**EINFACH RAILAXED ÖBB**

Alle Infos auf [oebb.at/railaxed](http://oebb.at/railaxed)

# Die Hochschule für Welthandel

## »Säuberungen« und Nazifizierung 1938–1945

Johannes Koll

Wie für andere österreichische Hochschulen hatte der »Anschluss« Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland auch für die Vorgängerinstitution der heutigen Wirtschaftsuniversität Wien (WU) gravierende Folgen: Ab März 1938 wurden zahlreiche Studierende, Doktorandinnen und Doktoranden, Dozenten sowie Verwaltungsangestellte aus »rassischen« oder politischen Gründen von der Hochschule für Welthandel vertrieben. Hiervon waren insbesondere Angehörige der jüdischen Bevölkerung betroffen. Studierende mit nur einem bzw. zwei jüdischen Großelternanteilen durften in der NS-Zeit nur mit Zustimmung des zuständigen Reichsministeriums weiterstudieren oder Prüfungen ablegen, und zwar nur dann, wenn sie zum Christentum konvertiert oder konfessionslos waren und einige weitere Voraussetzungen einer rassistisch motivierten Gesetzeslage erfüllten. Während des Zweiten Weltkriegs war den Angehörigen von »Feindstaaten« ein Verbleib an der Hochschule nicht möglich. Zwei Absolventen, die das neue Regime als missliebig ansah, wurden die akademischen Grade aberkannt. Innerhalb der Hochschule wurde das nationalsozialistische »Führerprinzip« eingeführt, Forschung und Lehre wurden an den Bedürfnissen des NS-Regimes ausgerichtet. In diesem Sinn appellierte Gaudozentenbundführer Kurt Knoll, seit November 1939 Rektor, an die versammelte Professorenschaft der »Welthandel«:

*Unsere Hochschule hat als Wirtschaftshochschule des nationalsozialistischen Grossdeutschland ihre ganz bestimmten Aufgaben. Sie hat die ihr zukommende heranwachsende Jugend unseres deutschen Volkes im Geiste der nationalsozialistischen Weltanschauung zu Kämpfern für die Weltgeltung unseres Volkes in Sonderheit auf dem Gebiet der Wirtschaft zu erziehen und mit jenem Wissen*

*auszustatten, dessen sie für ihren Lebenskampf für unser Volk bedürfen. Deshalb wende ich mich an Sie, meine Herren Kollegen, dass Sie in der Ausübung Ihres hohen Amtes als deutsche akademische Lehrer sich stets die Verpflichtung vor Augen halten, an der Ausrichtung unserer akademischen Tätigkeit im Geiste der nationalsozialistischen Weltanschauung zu arbeiten. Wir haben uns alle der Notwendigkeit bewusst zu sein, unsere Hochschule mit allen ihren Kräften und Möglichkeiten für den Dienst an unserem deutschen Volke und seinen Zielen in der Welt einzusetzen.<sup>1</sup>*

### Die »Säuberungen«

Für viele Angehörige der »Welthandel« hatten solche programmatischen Aussagen handfeste Konsequenzen. In den ersten beiden Semestern nach dem »Anschluss« mussten auf einen Schlag 40 Prozent der Studierenden die Hochschule für Welthandel verlassen – der stärkste prozentuale Rückgang seit dem Ersten Weltkrieg. Ein großer Teil dieser Studierenden war Opfer politisch oder »rassisch« motivierter »Säuberungen«. Sie fielen vermutlich aus zwei Gründen umfangreich aus: Erstens zählte der Handel seit jeher zu den wenigen Berufsfeldern, in denen der jüdische Bevölkerungsteil proportional stark vertreten war – war seinen Angehörigen doch der Zugang zu anderen Professionen jahrhundertlang verwehrt gewesen. Zweitens hatte die »Welthandel«, die 1919 aus der K. k. Exportakademie hervorgegangen war, in der Zwischenkriegszeit nicht zuletzt auf Studierende aus den osteuropäischen Nachfolgestaaten des Habsburgerreiches eine starke Anziehungskraft ausgeübt. Hierunter befand sich, wohl auch als Folge der Judenpogrome im Ersten Weltkrieg, ein hoher Anteil an Jüdinnen und Juden.

# Wien und der »Anschluss« Österreichs

Zahl des Matr.-Proc. 19167

Name: Dzialoszynski Maksymilian  
 derzeitige Adresse: 5. Seilw. Gasse 10/11

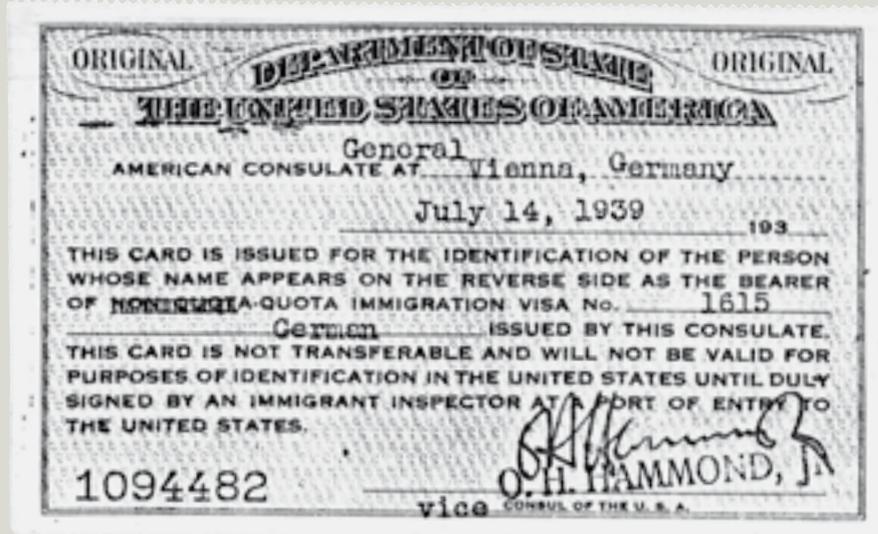
Geburtsort und -datum: <u>Lodz, Polen, 10. Juli 1917</u>	
Name, Beruf und Wohnort des Vaters (Mutter, Vormund): <u>Abraham, Kaufmann, Lodz</u>	
Staatsbürgerschaft: <u>Polen</u>	Heimatszuständigkeit: <u>Lodz, Polen</u>
Religion: <u>mos.</u>	Muttersprache: <u>polnisch</u>
Vorbildung: <u>Gymnasium, Lodz</u>	

Studienjahr:		Semester:		Studiengeldermäßigungen:	
W.S.	1935/36	I.			
44	1936	I.	unrechenbares Semester		
44	1936/37	II.	unrechenbares Semester	22.11.37 Ge 172 403	
44	1937	II.	unrechenbares Semester	15. April 38. und 16. 6/37	
44	1937/38	I.	unrechenbares Semester	15. April 38. und 16. 9/37	
44	1938	II.	unrechenbares Semester	alle	

Karteikarte von Maksymilian M. Dzialoszynski: Eindeutig belegt ist, dass drei jüdische Studierende der Hochschule für Welthandel in Konzentrationslagern ums Leben gebracht wurden, unter ihnen Maksymilian M. Dzialoszynski. © Archiv der WU Wien

Der systematische Ausschluss der jüdischen Studierenden fiel freilich nicht vom Himmel: Seit den zwanziger Jahren war es zu antisemitischen Hetzkampagnen gekommen, und wie an anderen Hochschulen des Landes waren schon lange vor dem »Anschluss« auch an der »Welthandel« jüdische Studierende immer wieder Opfer gewaltsamer Ausschreitungen geworden. Deutschnationale und nationalsozialistische Studierende sorgten für Tumulte, beschmierten Wände mit Hakenkreuzen und antisemitischen Losungen, warfen Böller, deren Detonationen gelegentlich zu Sachschäden führten,

und drängten jüdische Studierende wiederholt mit Gewalt aus Hörsälen. Die wohlbegründeten Proteste von jüdischen Interessenvertretungen verhallten fast ungehört. Auch wenn die überwiegende Mehrheit der Dozentenschaft konservativen und ständestaatlichen Lehren anhing, hatte der NS-Dozentenbund unter seinem Vertrauensmann Kurt Knoll dazu beigetragen, den Boden für eine Nazifizierung der »Welthandel« zu bereiten. Mit dem »Anschluss« Österreichs änderte sich das Vorgehen gegen die jüdischen Studierenden in quantitativer und qualitativer Hinsicht: Nun wurden »Säuberungen« eben-



*Immigration Card von Julius Winter, der sich nur wenige Wochen, nachdem seine Eltern ermordet worden waren, der US-Armee anschloss. © Leo Baeck Institute, Julius Winter Collection, AR 10741 (MF 506)*

so rasch wie umfassend in Angriff genommen und mit bürokratischer Effizienz durchgeführt.

Unter den Dozenten und Verwaltungsangestellten wurden in erster Linie Männer entlassen, die dem austrofaschistischen Regime der Bundeskanzler Engelbert Dollfuß und Kurt Schuschnigg nahegestanden hatten. Unter den Studierenden hingegen waren es vorwiegend Jüdinnen und Juden, die zu den Opfern des NS-Regimes zählten. Bei ihnen waren nicht das individuelle Religionsbekenntnis, sondern »rassische« Gesichtspunkte ausschlaggebend, wie sie 1935 in den »Nürnberger Rassengesetzen« definiert worden waren. Diese traten unmittelbar nach dem »Anschluss« auch in Österreich in Kraft. An der »Welthandel« wurde den jüdischen Studierenden unmissverständlich bedeutet, dass sie fortan unerwünscht waren und das Hochschulgebäude im Währinger Park nicht mehr betreten durften. Nur in Ausnahmefällen durften sie noch in aller Eile – und unter hohem Druck – Prüfungen absolvieren. Ein Numerus clausus für jüdische Studierende von anfangs zwei, später nur noch einem Prozent wurde nach der sogenannten Reichspogromnacht (vom 9. auf den 10. November 1938) aufgehoben; von da an waren Jüdinnen und Juden generell vom Studium ausgeschlossen. Auch jüdische Studierende mit sehr guten Leistungen mussten im Laufe des Jahres die Universität verlassen – in den meisten Fällen ohne Examen. So kam es, dass in relativ kurzer Zeit 80 Personen aus der Hochschule für Welthandel verbannt wurden, weil sie nach national-

sozialistischer Lesart als jüdisch galten. Gemessen an der Zahl der Personen, die im Wintersemester 1937/38 inskribiert waren, büßte die »Welthandel« somit in kurzer Zeit über zehn Prozent ihrer Studierenden ein.

Dreizehn jüdischen Doktorandinnen und Doktoranden, die kurz vor dem Abschluss ihrer Promotion standen, wurde zwar die Gelegenheit gegeben, noch schnell im Laufe des Sommersemesters 1938 die Rigorosen abzulegen. Die Umstände waren aber denkbar unwürdig und Ausdruck rassistischer Diskriminierung: Die Öffentlichkeit, Verwandte und Bekannte waren von der Promotionsfeier ausgeschlossen; akademische Funktionsträger wie Rektor, Dekan und Doktorvater durften nicht im Talar auftreten; anstelle einer mündlichen Sponsion durften die Promovendinnen und Promovenden ihr Gelöbnis nur schriftlich ablegen, und zwar durch Unterzeichnung eines vorgedruckten Formulars; Ansprachen waren nicht erlaubt. Hinzu kam, dass den jüdischen Doktorandinnen und Doktoranden im Unterschied zu ihren »arischen« Kolleginnen und Kollegen in der Regel vom Professorenkollegium die Befreiung von der Verpflichtung zur kostenintensiven Drucklegung ihrer Dissertation verweigert wurde. Noch schlechter erging es zwei jüdischen Doktoranden, die Ende Januar 1938 ihre Doktorarbeit eingereicht hatten: Karl Löwy und Arthur Luka wurde bald nach dem »Anschluss« vom damaligen Rektor Bruno Dietrich die Promotion mit dem Hinweis auf ihr Judentum verweigert: »Da mosaisch zu den Rigorosen nicht zugelassen«. <sup>2</sup>



## Folgen für die Betroffenen

Die Folgen der systematischen Ausgrenzungs- und Vertreibungspolitik für die Biographien der Betroffenen müssen differenziert betrachtet werden. Die jüdischen Studierenden, Doktorandinnen und Doktoranden mit österreichischer Staatsbürgerschaft waren demselben Schicksal ausgeliefert wie alle anderen Jüdinnen und Juden des »Großdeutschen Reiches«. Dies schloss ein, dass ihr Lebensraum und ihre Möglichkeit zum wirtschaftlichen Überleben im Zuge der »Arisierungen« immer weiter eingeschränkt wurde. Dabei gilt es zu bedenken, dass sich die staatlich sanktionierte Beraubung sowohl auf Privatvermögen als auch auf Geschäfte oder Produktionsbetriebe erstreckte. Später kamen Deportation und Ermordung in den Vernichtungslagern hinzu. Wer konnte, versuchte zu emigrieren, zu fliehen oder unterzutau-chen. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939 wurden die Möglichkeiten zur Auswanderung zunehmend schwieriger.

Die jüdischen Studierenden aus osteuropäischen Ländern kehrten in den meisten Fällen sehr rasch nach dem »Anschluss« in ihre Heimatländer zurück. Von den Zimmern oder Wohnungen, die sie in Wien gemietet hatten, meldeten sich etliche noch im März 1938 ab, die Übrigen folgten im Laufe des Frühjahrs und Sommers. Das Vorgehen der Nazis in Deutschland seit der »Machtergreifung« im Januar 1933 sowie die Explosion antisemitischer Gewalt in Wien und anderen österrei-

chischen Gemeinden zeitgleich mit dem Einmarsch deutscher Truppen ließen Schlimmes erahnen. Wie ihre Kolleginnen und Kollegen mit österreichischer Staatsbürgerschaft wurden auch die jüdischen Studierenden aus dem Ausland ab dem Sommersemester 1938 aus der Matrikel der »Welthandel« gestrichen.

Wie viele der jüdischen Studierenden vom Nationalsozialismus wieder eingeholt wurden, nachdem die Tschechoslowakei zerschlagen worden war und die Wehrmacht Polen, Frankreich, die Sowjetunion und andere Länder in Europa und Nordafrika überfallen hatte, ist nicht bekannt. In zahlreichen Einzelfällen ist immerhin belegt, dass ehemalige jüdische Studierende der Wiener »Welthandel« die Shoah überlebt haben. Dies gilt insbesondere für diejenigen, die es schafften, in die Vereinigten Staaten von Amerika, die Schweiz oder den Bereich des britischen Commonwealth einschließlich des Mandatsgebiets in Palästina zu emigrieren. Als Beispiel kann auf Georg Schüller verwiesen werden, dessen Vater vom NS-Regime um eine Textilfirma mit gut 1.000 Angestellten in Österreich und Ungarn gebracht worden war; er selber überlebte in den USA. Eitel Fritz Figge hingegen emigrierte in die Schweiz, und zwar nachdem die Vermögensverkehrsstelle ihn und seine verwitwete Mutter Irene um über 150.000 Reichsmark beraubt sowie das Dorotheum ihr wertvolles Mobiliar versteigert hatte und beide die obligatorische Reichsfluchtsteuer und andere Abgaben entrichtet hatten. Weitgehend ohne Vermögen und Be-



*Das Gebäude der Hochschule für Welthandel im Währinger Park, 1937 © Wiener Stadt- und Landesarchiv, Fotoarchiv Gerlach, FC1:5502M*

sitz gingen auch die Brüder Hans und Robert Eder mit ihren Eltern, Großeltern und ihrer Schwester Lisbeth ins Exil, nachdem die Nationalsozialisten die Hutfabrik und das Kaffeehaus im 7. Wiener Gemeindebezirk »arisiert«, das Familienvermögen blockiert und die Wohnung im schönen Neubauhof an nicht-jüdische Mieter vergeben hatten. Auf Malta, das damals von Großbritannien verwaltet wurde, baute sich Familie eine neue Existenz auf.

Eindeutig belegt ist, dass drei jüdische Studierende der Hochschule für Welthandel in Konzentrationslagern ums Leben gebracht wurden: Karl von Kummer, Maksymiljan M. Dzialoszynski und der schon genannte Arthur Luka. Das gleiche Schicksal widerfuhr etlichen Verwandten von weiteren Studierenden. Ein tragisches Beispiel hierfür ist Hans Ungar. Ihm selber gelang es, sich rechtzeitig nach Kolumbien abzusetzen. Sein Bruder Fritz hingegen war kurz nach dem »Anschluss« verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Auschwitz verschleppt worden; hier kam Fritz im Februar 1943 ums Leben. Auch die Eltern, in deren großbürgerlichem Wiener Haus einst bekannte Schriftsteller wie Stefan Zweig und Hermann Bahr zu Gast gewesen waren, wurden Opfer der Shoah: Sie wurden im Vernichtungslager Sobibór umgebracht. Hans, der vertriebene Studierende der Hochschule für Welt-

handel, heiratete in Kolumbien die gebürtige Wienerin Elisabeth Bleier, die genauso wie er durch Emigration der Judenverfolgung hatte entkommen können und die genauso wie ihr Bräutigam die nächsten Verwandten in der Shoah verloren hatte.

Leider verliert sich zu den meisten Personen jede Spur, nachdem sie 1938 Österreich hatten verlassen müssen. Die Flucht in diverse europäische Länder garantierte allerdings noch lange keine Sicherheit vor dem NS-Regime. Der jüdische Absolvent Leopold Färber beispielsweise hatte sich zwar im Februar 1939 nach Belgien absetzen können. Er geriet aber vermutlich im Zuge des Westfeldzugs ab Mai 1940 wieder in die Fänge des »Großdeutschen Reiches« und wurde zwölf Monate lang im südfranzösischen Konzentrationslager Gurs interniert.

Ein Student der »Welthandel«, der kurz vor dem Krieg nach Nordamerika ausgewandert war, verdient besondere Erwähnung, weil er sich aktiv an der Befreiung Europas vom Nationalsozialismus beteiligte: Nur wenige Wochen nachdem seine Eltern ermordet worden waren, schloss sich Julius Winter der US-Armee an. Als Übersetzer trug er seinen Teil zum Sieg der Alliierten über die nationalsozialistische Herrschaft in Afrika, Italien, Frankreich und Deutschland bei, er wurde mehrfach ausgezeichnet.

## Der Umgang mit »Mischlingen«

Im Unterschied zu den sogenannten »Volljuden« und den ihnen gleichgestellten »Geltungsjuden« wurden Studierende mit einem oder zwei jüdischen Großeltern nicht generell von der Hochschule verbannt, vorausgesetzt, sie waren nicht Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde, jüdisch verheiratet, oder das Kind aus der Ehe oder einem unehelichen Verhältnis mit einem Juden bzw. einer Jüdin. Als »Mischlinge ersten« bzw. »zweiten Grades« bedurften sie aber der Genehmigung des »Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung« in Berlin, um ein Studium aufnehmen oder fortsetzen zu dürfen. Im Zusammenwirken mit dem Rektorat der Hochschule für Welthandel und dem Kurator der wissenschaftlichen Hochschulen Wiens, der eine Art politische Aufsicht über die Universitäten in Wien führte, machte das Ministerium von seinem Spielraum reichlich Gebrauch: Es konnte eine Studienzulassung selbst dann rückwirkend verweigern, wenn ein Student oder eine Studentin bereits alle Leistungen erbracht hatte; es konnte die Ablegung von

Examensprüfungen auf einen bestimmten Zeitraum einschränken und eine Wiederholungsmöglichkeit ausschließen; es konnte das Diplomstudium genehmigen, ein Promotionsstudium jedoch verweigern. Es kam auch vor, dass eine bereits erteilte Zulassung zurückgenommen wurde. Gegen die Entscheidungen des Ministeriums konnten die Studierenden, die einer »Mischehe« entstammten, kaum vorgehen. Aus diesem Kreis waren nach derzeitigem Forschungsstand 19 Personen von der einen oder anderen genannten Einschränkung betroffen. Es ist allerdings davon auszugehen, dass die Gesamtzahl höher war.

## Aberkennung akademischer Grade

Die Hochschule für Welthandel hat in der NS-Zeit zwei Absolventen die akademischen Grade aberkannt, nämlich Felix Glattauer und Franz Krusche. Bei dem jüdischen Ökonomen Glattauer begründete das Rektorat die Aberkennung mit dessen Emigration, bei Krusche mit dem Verstoß gegen das »Heimtückegesetz«, mit dem die Nationalsozialisten jede Verunglimpfung von

**LAK** Landesakademie, Zukunftsakademie

**WKO NÖ** Wirtschaftskammer, Wirtschaftsspezifisch

**„JEDER JUGENDLICHE HAT TALENTE, FÄHIGKEITEN UND STÄRKEN.“**

**Der Talente Check an der Schule** umfasst sprachliche, rechnerische, räumliche, kreative, praktische und sozial-emotionale Begabung.

**Die Potenzialanalyse am WIFI-BIZ** umfasst Tests der Reaktion und Konzentration, des handwerklichen Geschicks, des technischen Verständnisses sowie Interessens- und Neigungstests.

**Individuelle Beratung** der Schülerinnen und Schüler sowie ihrer Eltern durch erfahrene Psychologinnen bzw. Psychologen an der Schule oder im WIFI-Berufsinformationszentrum.

**NÖ Begabungskompass**

- Talentecheck
- Potenzialanalyse
- Beratungsgespräch mit Psychologen

Mehr Informationen unter: [www.wifi-biz.at](http://www.wifi-biz.at) oder [www.begabungskompass.at](http://www.begabungskompass.at)

**WIFI**



Die Ergebnisse der Forschungen zu den Angehörigen der Hochschule für Welthandel, die Opfer des NS-Regimes wurden, haben mittlerweile Eingang in ein virtuelles Gedenkbuch gefunden: <http://gedenkbuch.wu.ac.at/>  
© Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, WU Wien

Abbildung auf der Einstiegsseite der Website: »Da mosaisch zu den Rigorosen nicht zugelassen.«  
© Archiv der WU Wien

Staat und Partei als Verbrechen ahndeten. Nur wenige Wochen nach dem Ende des Krieges erkannte die »Welthandel« den beiden Geschädigten die akademischen Grade eines Diplomkaufmanns und Doktors der Handelswissenschaften wieder zu.

## Nach 1945

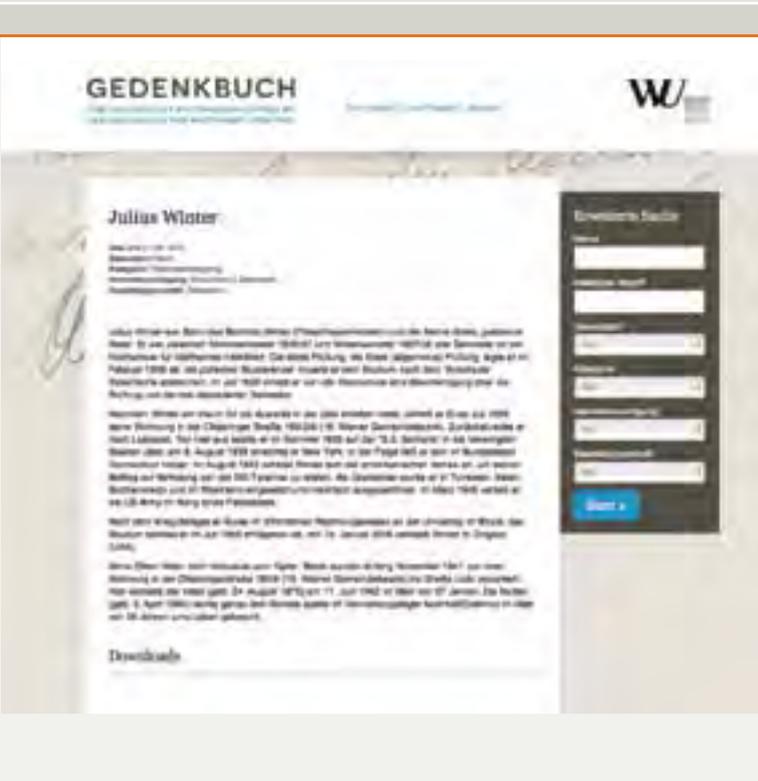
Kein einziger der jüdischen Studierenden ist nach der Befreiung von der NS-Herrschaft an die Hochschule für Welthandel zurückgekehrt. Ganz allgemein war angesichts der traumatischen Erfahrungen der zurückliegenden Jahre die Bereitschaft zur Remigration denkbar gering. Nur von zwei jüdischen Studierenden lässt sich nach derzeitigem Forschungsstand überhaupt nachweisen, dass sie zumindest kurzfristig nach Österreich zurückgekehrt sind: Georg Schüller hielt sich 1954 für vier Monate in seiner alten Heimat auf; Kurt Waldapfel kam 1947 aus Palästina nach Wien zurück – als einziger der vertriebenen jüdischen Studierenden für den Rest seines Lebens.

Unter den »Mischlingen« und den politisch Verfolgten des NS-Regimes hingegen haben zahlreiche Personen, die zwischen 1938 und 1945 von Repression und Diskriminierung betroffen gewesen waren, nach Kriegsende ihr Studium oder Doktorat an der »Welthandel«

fortgesetzt bzw. nachgeholt. Manchen der einst Vertriebenen gelang es in der Nachkriegszeit, hohe Positionen in der Wirtschaft oder in Wirtschaftsverbänden zu erreichen.

Dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass unter dem NS-Regime zahlreiche Lebensverläufe zerstört und Menschenleben vernichtet wurden. Die »Säuberungen« ab März 1938 blieben eine offene Wunde – auch wenn diese außerhalb des Kreises der unmittelbar Betroffenen und ihrer Angehörigen jahrzehntelang entweder nicht wahrgenommen wurde oder von der populären These überlagert war, ganz Österreich sei Opfer von Hitlers aggressiver Außenpolitik gewesen. Nicht zuletzt die bereitwillige Anpassung der Hochschule für Welthandel an das neue Regime ab 1938 lässt die Fragwürdigkeit der Opferthese deutlich werden.

Eine kritische Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte der »Welthandel« ist lange Zeit ausgeblieben. Angeregt durch Anfragen betroffener Nachfahren wird seit 2012 an der WU Wien die Vertreibung der Studierenden erforscht. Bereits zwei Jahre früher haben an der dortigen Universitätsbibliothek Recherchen nach Büchern begonnen, die in der NS-Zeit unrechtmäßig in den Bibliotheksbestand gelangt waren. Die Ergebnisse der Forschungen zu den Angehörigen der Hochschule für Welthandel, die Opfer des NS-Regimes wurden, ha-



ben mittlerweile in ein virtuelles Gedenkbuch Eingang gefunden. Unter der Internetadresse <http://gedenkbuch.wu.ac.at> können Kurzbiographien zu verfolgten Studierenden, Dozenten und Verwaltungsangestellten abgerufen werden. Seit dem Frühjahr 2014 erinnert überdies ein Denkmal auf dem neuen WU-Campus am Rande des Praters an die Angehörigen der »Welthandel«, die zwischen 1938 und 1945 ausgegrenzt, verfolgt, vertrieben oder ermordet wurden. Damit stellt sich die WU Wien ihrer Vergangenheit und setzt für zukünftige Generationen ein Zeichen der Erinnerung, des Gedenkens und der Mahnung. □

**Anmerkungen**

- 1 Protokoll der Professorenkollegiumssitzung der Hochschule für Welthandel vom 30. November 1939, Archiv der WU Wien.
- 2 Promotionsanträge von Löwy und Luka, Allgemeine Akten der Studienabteilung 1938, Archiv der WU Wien.

**Raiffeisen  
Meine Bank**

Stimmen Sie sich auf eine sichere Zukunft ein.

**Wenn's um meine Vorsorge geht,  
ist nur eine Bank meine Bank.**

Raiffeisen bietet Ihnen eine Vielzahl an Vorsorgemöglichkeiten. Welche Produkte am besten zu Ihnen passen, weiß Ihr Raiffeisenberater. Nähere Infos auch unter [vorsorgen.raiffeisen.at](http://vorsorgen.raiffeisen.at)

 **Jetzt online Vorsorge-Orchester dirigieren und gewinnen.**

# inhalt

<b>Sabine Hödl</b>	Editorial	<b>1</b>
<b>Martha Keil</b>	100 Jahre ehemalige Synagoge St. Pölten 1913–2013 Ausstellung, Erkenntnisse, Zukunftsperspektiven	<b>2</b>
<b>Philipp Mettau</b>	Jüdische Kindheit vor dem »Anschluss« Erinnerungen in lebensgeschichtlichen Interviews	<b>6</b>
<b>Christine Hartig</b>	»Darum Sorge selbst dafür, gesund zu bleiben und energisch mit Dir selbst zu sein« – Veränderte Erwartungen an Kinder angesichts der national-sozialistischen Verfolgung	<b>16</b>
<b>Anne D. Peiter</b>	Veralltäglicung der Shoah Überlegungen zu Fotos von jüdischen Kindern aus Frankreich	<b>26</b>
<b>Merethe Aagaard Jensen</b>	Die Rettung jüdischer Kinder aus Österreich nach Skandinavien 1938–1940	<b>36</b>
<b>Victoria Kumar</b>	Das Ausbildungs- und Fluchtprogramm der Jugend-Alijah – Retrospektiven	<b>44</b>
<b>Marta Ansilewska</b>	Cheder oder staatliche Grundschule? Das jüdische Bildungswesen in der Zweiten Polnischen Republik	<b>54</b>
<b>Meron Mendel</b>	Jüdische Kindheit und Jugend im Nachkriegsdeutschland Autobiographische Berichte der »zweiten Generation«	<b>64</b>
<b>Johannes Koll</b>	Die Hochschule für Welthandel Wien und der »Anschluss« Österreichs »Säuberungen« und Nazifizierung 1938–1945	<b>72</b>

*Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43-2742-77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Gestaltung: Renate Stockreiter. Lithographie: pixelstorm. Druck: rema print.*

*© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.*

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Erzdiözese Wien, der Diözese St. Pölten und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.

